Zur Erinnerung

an die

Elisabethkirche zu Marburg



und zur

sechsten Säcularfeier ihrer Einweihung

von

L. Bickell,

Conservator des hessischen Geschichtsvereins.



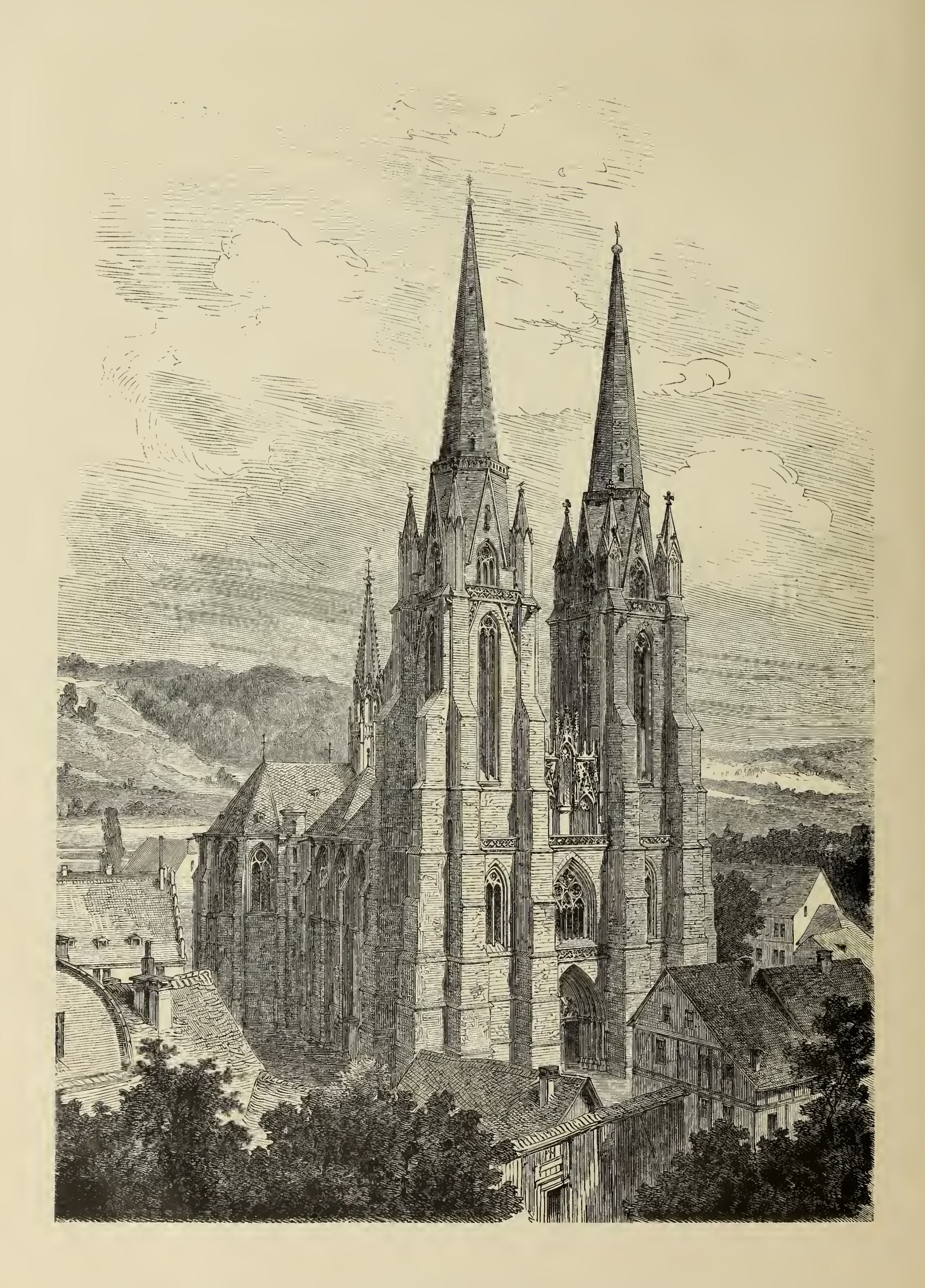
Marburg.

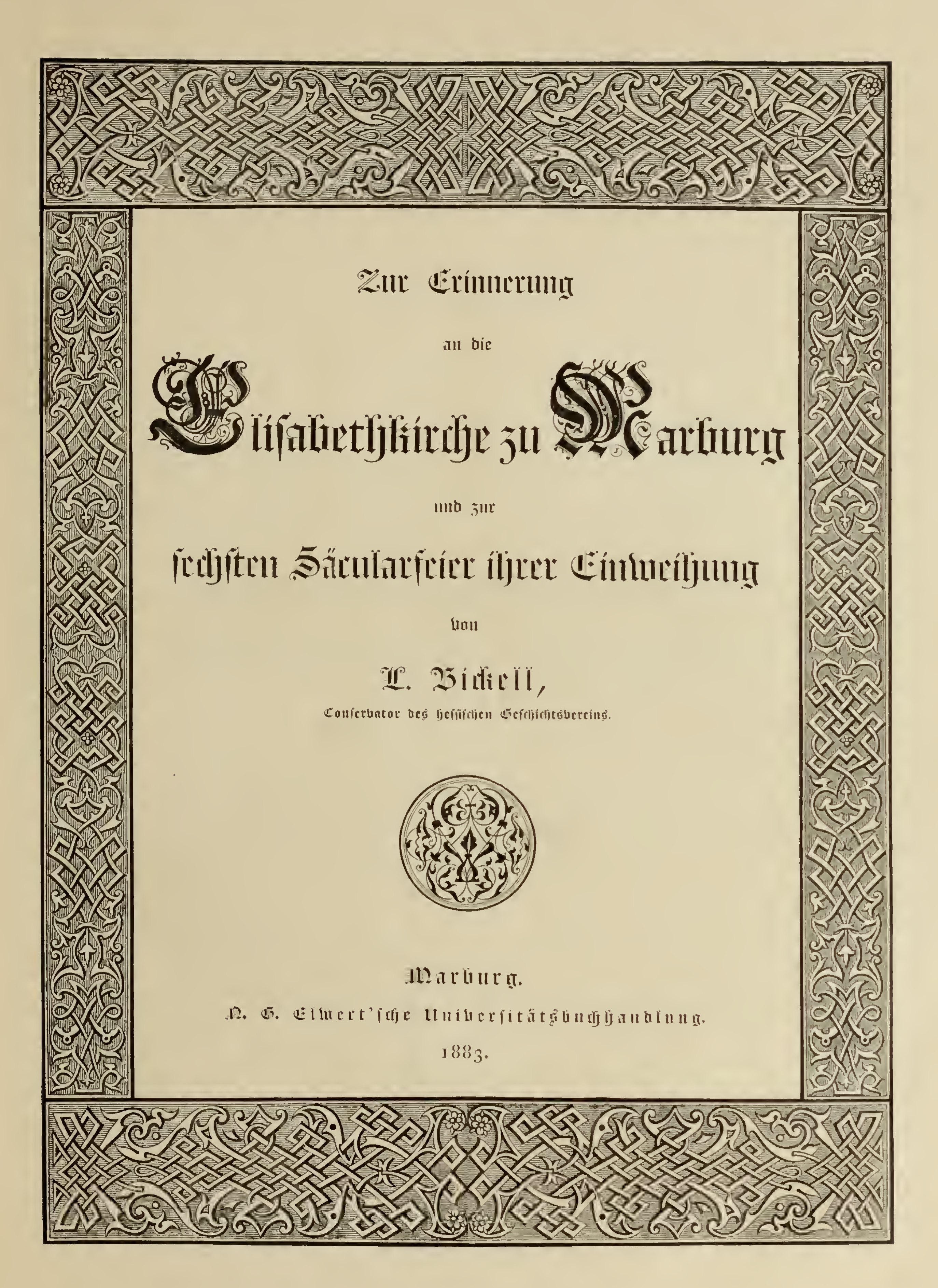
N. G. Elwert'sche Universitätsbuchhandlung.

1883.



Zur Feier des 1ten Mai 1883.





Zur Erinnerung

an die

Elisabethkirche zu Marburg

und zur

sechsten Säcularfeier ihrer Einweihung

von

L. Bickell,

Conservator des hessischen Geschichtsvereins.

Marburg.

N. G. Elwert'sche Universitätsbuchhandlung.

1883.

Die Holzschnitte:

Grundriß der Kirche, der Firmanei, Firmaneicapelle, Sockel der Franciskuscapelle, Grundriß des Landgrafenchores sind Originalholzschnitte. Die Ansicht der Kirche von Westen aus der Leipziger Illustr. Zeitung. Die andern, von welchen Hochaltar, Hauptportal, Inneres der Kirche, Deutschhaus nach photograph. Aufnahmen des Verfassers hergestellt sind, sind dem Leben der heil. Elisabeth v. Montalembert (deutsche Ausgabe von Gebr. Benziger in Einsiedeln) entlehnt.





nimmt unter den mittelalterlichen Bauwerken Deutschlands anerkanntermaßen eine hervorragende Stellung ein, weil an ihr die bereits unter der Herrschaft des romanischen Uebergangsstyls im Nordwesten Deutschlands vorgebildete Form der Hallenkirche* zuerst ihre volle und consequente Ausbildung in den Formen des neuen gothischen Styles fand, und zwar in einer durch keinerlei Nebenzwecke beirrten durchaus idealen und typischen Weise.

Es gelangte damit eine Form des Kirchengebäudes zur Geltung, die von dem alten Basilikenschema wesentlich abwich, der germanischen Neigung für hohe lichte Hallen entgegenkam, und da sie sich für Pfarr- und Ordenskirchen besonders zweckmäßig erwies, bis zum Ausgang des gothischen Styles hin eine besondere Ausbildung und Verwendung in Deutschland fand.

Die Elisabethkirche wurde naturgemäß der Ausgangspunkt für eine speciell hessische Gruppe von früh- und hochgothischen Kirchen, und beeinflußte eine Reihe bedeutender Bauten in andern Gegenden, wenn auch keiner als direkte Copie derselben zu bezeichnen ist.

FÜR die Baugeschichte wäre es daher vom höchsten Interesse, die Einflüsse kennen zu lernen, unter welchen der Schöpfer der Kirche stand, leider ist aber nicht einmal dessen Name auf uns gekommen, sodaß wir darauf angewiesen sind, durch Vergleichung mit andern Bauwerken Anhaltspunkte hierfür zu gewinnen. Die Elisabethkirche ist unzweifelhaft das Werk eines erprobten weitgereisten Meisters. Nirgends ist ein unsicheres Experimentiren in formaler Beziehung oder ein technisches Unvermögen zu erkennen. Einzelne Härten wie das Stelzen der Scheidebögen der Seitenschiffe sind offenbar als Mängel einer zu strengen Consequenz anzusehen. Der Meister war ferner wohl sicher ein Deutscher, und wenn er auch die Bauten Nordfrankreichs aus eigner Anschauung gekannt haben muß, so verdient doch hervorgehoben zu werden, daß die wesentlichsten Grundriß wie Aufbau bedingenden Elemente auf deutsche Vorbilder zurückgehen. Es sind dies folgende:

---

* Das älteste Beispiel mag die Bartholomäuscapelle zu Paderborn sein (anno 1017), die vielleicht den Ausgangspunkt des Systems bezeichnet.

1) Die Dreikonchenanlage, welche von antiken Einflüssen wohl hervorgerufen ihre volle Ausbildung in den drei Kölner Prachtbauten Maria im Capitol, Aposteln u. Gr. St. Martin gefunden hatte.

2) Die zweigeschossige Anlage, welche außer an den Apsiden der drei genannten Kirchen auch an vielen andern deutschen Chorbauten romanischen Styls vorkam, und kurz vor St. Elisabeth an der Liebfrauenkirche zu Trier in den gothischen Styl übergegangen war. In der Folge wurde diese Anlage bei gothischen Kirchen gänzlich verlassen.

3) Die Form der Hallenkirche, wenn sie auch anderwärts vereinzelt vorkommt wie im Poitou, war doch in Westfalen an spätromanischen Kirchen, z. B. dem Münster zu Herford, dem Dom zu Paderborn zu einer Ausbildung gelangt, daß bei der örtlichen Nähe und den vielfältigen Beziehungen beider Gebiete, nur von Westfalen her die Entlehnung stattgefunden haben kann.

Es wäre übrigens ein ganz verfehltes Beginnen, die Formen unserer Kirche von einem bestimmten Lokal herleiten zu wollen. Wie der gothische Styl in seinen Keimen fast gleichzeitig an verschiedenen Stellen auftritt, und fast gleichzeitig von dem Punkt wo diese Keime zuerst sich mit beispielloser Triebkraft zu der herrlichsten Blüthe entfaltet hatten, aus der wesentlich von deutschen Stämmen bewohnten Isle de France, nach England, Deutschland, Spanien, Italien übergeht, so ist bei der Regsamkeit des geistigen wie commerciellen Verkehrs der damaligen Zeit, welchen man von unserem Dampfstandpunkt aus zu unterschätzen geneigt ist, ein Durchkreuzen der verschiedenartigsten Einflüsse auch in unserm Fall wahrzunehmen.

Das Beispiel der Cistercienser, welche bereits 1227 eine rein gothische Basilika in dem nahen Marienstadt und einen gothischen Weiterbau von Haina begonnen hatten, wird ebenfalls wesentlich auf die Conception des Bauplanes eingewirkt haben, wobei nicht ausgeschlossen ist, daß dann von der schneller vorgeschrittenen Elisabethkirche auf den betreffenden Theil von Haina wieder eine Rückwirkung ausgeübt wurde, die unverkennbar ist.

Ein näheres Eingehen auf diese baugeschichtliche Frage würde ohne eine Fülle von Abbildungen ganz nutzlos sein, entspricht auch nicht dem Zweck dieser Blätter: Den Besuchern des 600jährigen Kirchweihfestes das Verständnis des Baues und seiner Kunstschätze zu vermitteln, und zur Erinnerung an denselben zu dienen. Ebensowenig ist es meine Absicht eine vollständige Beschreibung der Kirche zu geben, welche in gediegener gründlicher Ausführung längst in der Schrift von W. Kolbe vorliegt. Dagegen werde ich versuchen einige bisher unerörterte Fragen, die trotzdem für die Geschichte des Baues von großer Bedeutung sind, zu lösen. Zugleich werden hier zum erstenmal die auf hiesigem Staatsarchiv bewahrten Risse und Zeichnungen der Firmanei und ihrer Capelle, des zum officiellen Protokoll über die Aufdeckung der Grabstätten im Landgrafenchor von Professor Lange gezeichneten Planes, und der von demselben über die Reste der alten Franciskuscapelle gemachten Aufzeichnungen veröffentlicht. Sie sind sämmtlich auf photographischem Weg copirt oder reducirt und dann in Holz geschnitten, sodaß die Wiedergabe eine möglichst treue ist.

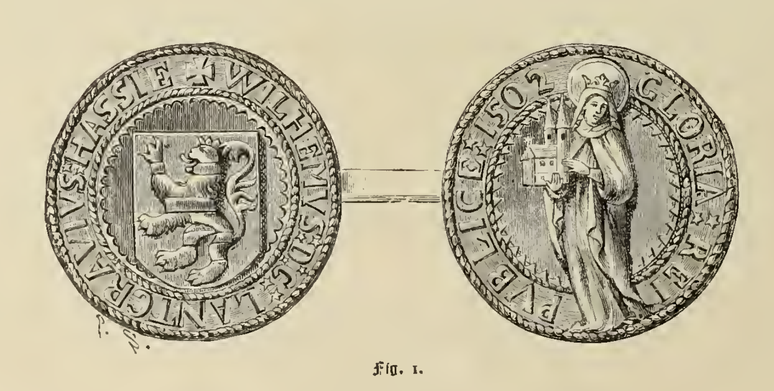


Fig. 1.





RAGEN wir nun, indem wir uns zunächst zur Geschichte des Kirchenbaues wenden, nach den Quellen für dieselbe, so müssen wir wie bei den meisten mittelalterlichen Bauten den Mangel an Baurechnungen, Plänen und speciellen Urkunden bedauern. Auch keine Inschrift an dem Gebäude selbst giebt Kunde von seiner Geschichte, dagegen waren die Hauptdaten auf einer mit silbernen Buchstaben geschriebenen Pergamenttafel verzeichnet, welche ehemals im Chor hing, zuletzt in einem Schrank der Sacristei bewahrt wurde, und angeblich während der Restauration verschwunden ist. Eine Copie derselben aus dem fünfzehnten Jahrhundert bewahrt das hiesige Staatsarchiv. Als officielle Kundgebung des deutschen Ordens verdienen die Angaben dieser Tafel (cf. hess. Urkundenbuch I. 649) volles Vertrauen. Andere Daten ergeben sich aus den Urkunden über Stiftung oder Dotirung von Altären, aus Ablaßurkunden rc. rc. Erst vom 15. Jahrhundert an finden sich unvollständige Rechnungen, Inventare und dergleichen. Es ist jedoch zu hoffen, daß im Verfolg der Herausgabe des cit. Urkundenbuches und besonders des in Breslau gefundenen Necrologiums weitere Anhaltspunkte sich ergeben werden. Die verschiedenen Lebensbeschreibungen der h. Elisabeth enthalten auch manche schätzbare Angabe, doch fehlt noch immer eine kritische Ausgabe der wichtigsten der des Cäsarius von Heisterbach. Die chronikalischen Quellen können nur mit Vorsicht benutzt werden, enthalten auch wesentlich nur eine Wiederholung des auf der erwähnten Pergamenttafel gegebenen.





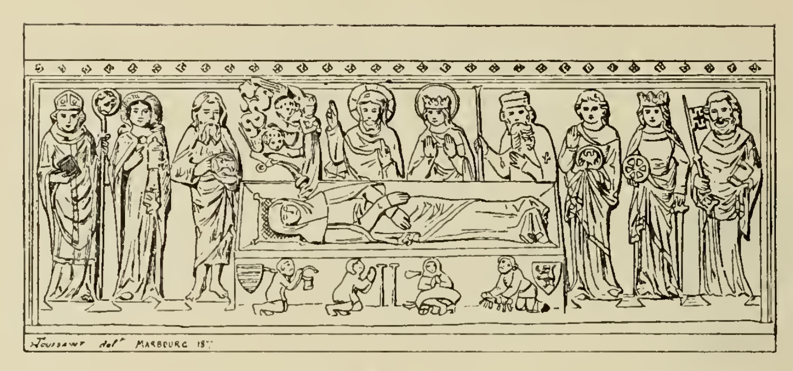


Fig. 2.

Landgraf Conrad von Thüringen war 1234 dem damals aufblühenden unter dem thüringischen Adel beliebten, und sich Jahrhunderte hindurch vorzugsweise aus ihm recrutirenden deutschen Orden beigetreten. Der Orden hatte damals noch keine größere Niederlassung in Deutschland, offenbar aber strebte er darnach, in dem Centrum desselben eine solche zu gründen und dazu mußte die Führung eines Hochmeisters aus dem damals in höchster Blüthe und höchstem Ansehen stehenden thüringischen Fürstenhaus, und die Stätte, wo eine im Rufe der Heiligkeit gestorbene edle Fürstin desselben Hauses ruhte, deren Canonisirung sicher zu erwarten war, ganz besonders geeignet erscheinen.

In der That begann der Orden den Bau der Kirche vor der Heiligsprechung Elisabeths am 27. Mai 1235, da bereits am 30. desselben Monats Papst Gregor IX. einen Ablaß für alle Förderer des begonnenen Baues ertheilte. Nimmt man an, daß im Frühjahr 1235 das Ausheben der tiefen Fundamentgruben begann, so muß der Bauplan spätestens Ende 1234 entstanden sein. Nachdem nun am 14. August 1235 der Grundstein gelegt, wurde der Bau mit Energie betrieben, wozu theils die reichen Mittel des Stifters, Landgraf Conrads und des Ordens, theils vom Papst und Bischöfen aller Länder wiederholt ertheilte Ablässe und Spenden der in Schaaren zum Grab der Heiligen strömenden Wallfahrer in den Stand setzten.

Ohne die Verdienste des unbekannten Baumeisters irgend schmälern zu wollen, darf wohl angenommen werden, daß Landgraf Conrad und andere leitende Ordensmitglieder durch Präcisirung des Programms und mannigfachen Rath bei der Conception des Baurisses mitgewirkt haben, wenn wir sehen wie der Bau das Wesen des Ordens, jugendfrische Thatkraft, hohen idealen Schwung verbunden mit edelster Selbstbeschränkung zum vollsten Ausdruck bringt, Eigenschaften wie sie auch die spätern Bauten des Ordens, vor allem die unvergleichliche Perle deutscher Baukunst, die Marienburg, auszeichnen.

Gleichzeitig errichtete der Orden ein Gebäude zur Aufnahme seiner Mitglieder, über welches im Zusammenhang mit den übrigen Nebengebäuden der Kirche dem sogenannten „Deutschen Haus" am Schluß das Nöthige Platz finden wird.

Inzwischen waren die Bemühungen Landgraf Conrads und M. Conrads von Marburg von Erfolg gewesen. Elisabeth war heilig gesprochen, und mit dem größten Glanz 1236 die Erhebung der Gebeine aus dem Grab in der Capelle des von ihr gegründeten Hospitals — der Franciskuscapelle — gefeiert worden. Nach chronikalischen Nachrichten waren die Gebeine unter Mitwirkung des Kaisers Friedrich II. in einen kostbaren Schrein verschlossen worden. Ob dies der noch existirende Schrein gewesen, ist sehr zweifelhaft. In einer Monographie dieses herrlichen Werkes der Goldschmiedekunst werde ich demnächst diese Frage ausführlicher erörtern können.

Die Lage der eben erwähnten Franciskuscapelle, welche früher mit der Firmaneicapelle verwechselt wurde, ist nach einer Aufzeichnung von Professor Lange, welcher die Fundamente derselben 9 Fuß tief unter dem Plattenbelag der Kirche bei deren Restauration 1854 seq. entdeckte, die auf dem am Schluß beigefügten Grundplan* punktirt angegebene gewesen. Die Mauern waren bis zu der auf Fig. 3 angegebenen Höhe erhalten, zum Theil noch mit dem alten Putz. Diese dem auf hiesigem Staatsarchiv bewahrten Notizbuch Lange's entnommene Zeichnung, stellt den auch auf dem Grundriß angedeuteten innern Pfeilersockel dar, welcher entweder einen die Chorparthie markirenden Jochbogen trug, oder auf eine Ueberwölbung des Schiffes mit Kreuzgewölben hindeutet. Ich ziehe letztere Annahme vor, da die Apsis erst hinter dem Grab der Heiligen, welches an der Stelle des heutigen sogen. Mausoleums (Nr. 2 des Grundrisses) lag, begonnen haben kann. Um dies und die Grundform der Apsis, rechteckig oder rund bestimmen zu können, bedürfte es noch einer Ausgrabung, die bereits beschlossen worden ist. Diese Capelle wird sich in ihren Formen an den auf Fig. 3 dargestellten kleinen Chorerker angeschlossen haben, von welchem unten bei Besprechung der Gebäude des „Deutschen Hauses" die Rede ist.

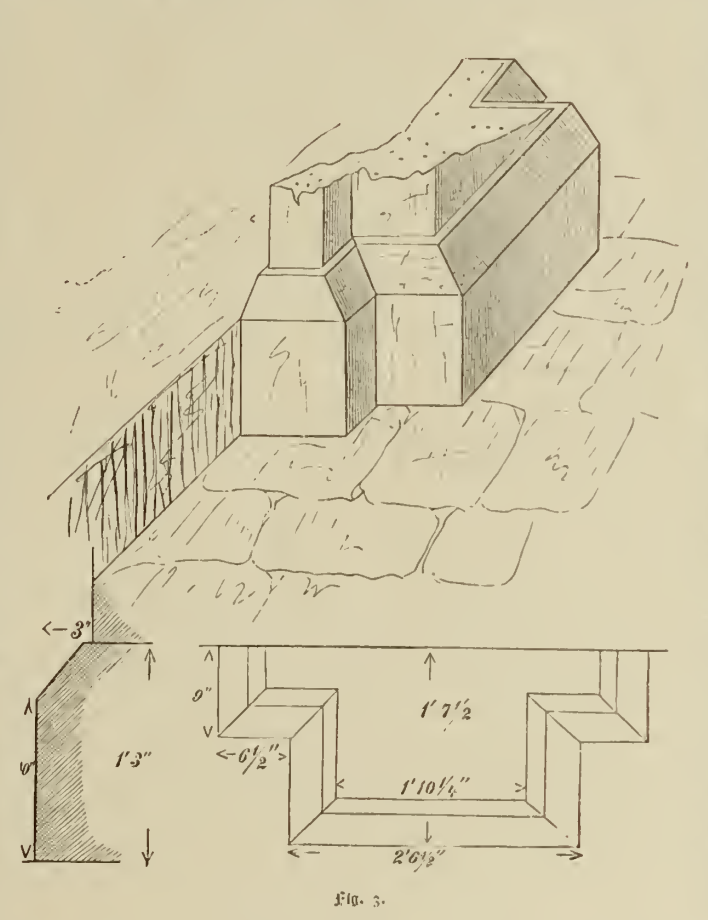


Fig. 3.

In der über dem Grab errichteten Tumba, oder auf dem Altar dieser Capelle in einem Schrein, ruhten also die Gebeine der Heiligen, und hier geschahen die Wunderheilungen, welche unglaubliche Schaaren von Pilgern anzogen, bis im Jahr 1249 der Bau der Kirche soweit vorgeschritten war, daß auf Ansuchen des Ordens propta loci augustias Papst Innocenz IV. eine Translation der Gebeine an einen schicklichen Ort gestattete. Unzweifelhaft war nämlich in den 14 Jahren der Ostchor vollendet. Um nach dem nun erforderlichen Abbruch der Franciskuscapelle, und während des Weiterbaues der Kirche hier den Gottesdienst halten zu können, war in etwa vier Fuß Entfernung von den Ostpfeilern der Vierung eine Mauer errichtet worden,

* Dieser ist mit Benutzung der auf hiesigem Staatsarchiv befindlichen Zeichnung Lange's hergestellt.

welche sich in dieser Form beiderseits an die Pfeiler anschloß. Die Fundamente derselben fand Lange nach einer Notiz und Scizze in seinem schon erwähnten Tagebuch $1\frac{1}{2}$ Fuß tief unter der jetzigen Plattenlage. So erklärt sich auch die sonst räthselhafte Breite der in den schmalen Gang zwischen Kreuzarm und Sacristei führenden Thüre (neben 38 des Grundrisses) da diese während des Baues den einzigen Zugang bildete, indem auf der Westseite Fundamentgruben und Rüstungen denselben unmöglich machten. In ähnlicher Weise benutzte man später, solange die Chorparthie allein fertig war, die im nördlichen Chor angebrachte provisorische Thüre. Provisorisch nenne ich diese Thüre, da sie keinerlei Gliederung im Gewände zeigt, und mit einem nach der Vermauerung kaum auffallenden Sturz bedeckt ist. Vor allem unterbrach sie aber den untern Laufgang in einer ganz unorganischen Weise, die der Meister der Kirche gewiß nicht zugelassen hätte.

An den Altar des Chores muß also der Schrein mit den Gebeinen der Heiligen transferirt worden sein, es ist also auch eine diesem Zwecke entsprechende und den hierfür üblichen Anlagen gemäße, vor allem aber auch reiche und glänzende Ausstattung desselben vorauszusetzen. In der That findet sich nun in der Erbauung eines Altares durch Herzog Heinrich II. von Brabant zwischen 1247 und 1248 ein positiver Anhalt für die Existenz eines solchen, der nicht in der abzubrechenden Capelle, und auch in keinem andern unvollendeten Theil der Kirche zu suchen ist. Heinrich war ein sehr frommer Herr, der in seiner Heimath zahlreiche Kirchen und Klöster gestiftet und begabt hatte und neben seiner Gemahlin Sophie in dem von ihnen begünstigten Kloster Villers ruht (cf. Butkens les trophèes de Brabant). Zudem hatte er ein Interesse, die seinem Sohn in Aussicht stehenden Lande sich zu verpflichten, wird also seine Stiftung mit großer Pracht ausgeführt haben.

Ich vermuthe, daß wir in dem jetzigen sogen. Mausoleum der h. Elisabeth den ursprünglichen Hochaltar der Kirche zu sehen haben und meine Gründe hierfür sind folgende:

1) Das Mausoleum entspricht seinem Styl nach ganz der Zeit um 1247 (Lotz sagt sehr vorsichtig um 1250).

2) Es kann dagegen ganz unmöglich schon in der Franciskuscapelle gestanden haben, da es in diesem Fall höchstens mit den bis dahin am Chor ausgeführten Ornamenten Verwandtschaft zeigen dürfte, und in diesem Fall gewiß in der ersten Zeit nach der Heiligsprechung entstanden wäre. Seine Formen verrathen aber dieselbe Meisterhand, welche später die südliche Seitenthüre und das Westportal geschaffen hat. Alle diese stehen den übrigen Sculpturen der Kirche mit geringen Ausnahmen in scharfer fast metallgemäßer Formgebung gegenüber, sodaß ich fast einen aus Brabant mitgebrachten Steinmetzen vermuthen möchte. Uebrigens darf man für alle mittelalterlichen Bauten mit ihrem langsamen Fortschreiten nur einen oder wenige gleichzeitige Steinmetzenmeister sich denken, wenigstens für Bauten von der Ausdehnung und Einfachheit unserer Kirche. Beispiele aus unserer nächsten Nähe und aus unsern Tagen werden das jedem Marburger klar machen.

3) Es ist unabhängig von der darin befindlichen Tumba, welche viel zu groß ist, entstanden, und im Innern zu dessen Aufnahme zurechtgehauen worden. Die Tumba ist allseitig profilirt, was ganz unzweckmäßig war, wenn sie gleichzeitig mit dem Ueberbau entstand.

4) Das Mausoleum steht genau wie im Grundriß angegeben, nämlich nicht parallel dem Grundriß der Franciskuscapelle. Wenn man bedenkt, daß das Grab unter der Tumba nach Lange neun Fuß unter den Platten liegt, so kann man sich vorstellen, daß nach der Vollendung des nördlichen Kreuzarmes, welcher ein viel höheres Niveau als die alte Capelle bekommen mußte, schon die während des Baues gewiß entfernte Tumba nur ungefähr nach der Erinnerung in die alte Lage gebracht wurde. Daß man bei Absteckung des Chores nicht genügende Rücksicht auf die Lage des Grabes genommen, beim Weiterbau des Kreuzarmes deshalb mit dem Sockel des betreffenden Wanddienstes demselben zu nahe kam, und nun jenen auskragte, liegt auf der Hand.

5) Bei der Aufführung des Nordchores hatte man an dieser Stelle wohl einen Altar, oder die Tumba, aber keinen Hochbau in Aussicht, man hätte sonst nicht die beiden Wandschränke (cf. Grundriß hinter 2) an der Stelle angebracht.

6) Das Mausoleum ist in den fertigen Chor gestellt, und zwar ist zum Zweck dieser Aufstellung an der Stelle wo der Wanddienst dasselbe trifft, ein Stück des Deckgesimses herausgenommen und ein eiserner Haken zur Herstellung des unterbrochenen Verbandes eingefügt, wie man auf dem obern Plateau sofort sieht. Andernfalls hätte man die Auskragung doch wohl etwas höher gelegt. Auch steht der nordöstliche Pfeiler des Mausoleums auf der im Innern der ganzen Kirche an den Wänden herlaufenden Bank. Erwähnen will ich noch ein altes unter der neueren Abschlußwand (bei 32 des Grundrisses ungefähr) im Innern eingemauertes aus der Franciskuscapelle stammendes (?) Gesimsstück. Das sind die Gründe für eine spätere Entstehung resp. Wiederaufrichtung an dieser Stelle. Dagegen hat

7) das fragliche Monument ganz die Form eines Ciborienaltars welche für Grabmäler nicht üblich, wohl aber eine damals herrschende Form der Haupt- und Nebenaltäre war. Sogar in Hessen kommt sie noch jetzt mehrfach vor, z. B. Gelnhausen, Friedberg, Spießcappel (Reste) und entspricht in ihrem Charakter ganz dem des Chorbaues.

Als 1290 der reichere neue Hochaltar in den fortgeschrittenen Formen errichtet wurde, wird man den alten anderweit verwendet haben, wie das gerade bei Altären vielfach vorkommt. (Beispiele sind: Paderborn, Klosterneuburg 2c.). Zudem entspricht die Construction des Mausoleums ganz der Bestimmung als Hochaltar, während an der jetzigen Stelle manches räthselhaft bleibt. Die zwischen den Pfeilern nöthige Mensa konnte eine völlig genügende Größe erhalten; dicht über derselben stand dann in der rundbogigen Oeffnung der Reliquienschrein, mit der Schmalseite sichtbar, und am andern Ende auf Säulen ruhend, sodaß unter demselben ein Durchgang entstand, wie es zum Zweck der Berührung durch Heilungsuchende nöthig war. Parallelen und historische Belege hierfür lassen sich vielfach beibringen, ich erwähne hier nur die interessante ganz ähnliche Anlage zu Valcabrère (Laib und Schwarz, Geschichte des Altars Tab. VI). Auf der oberen Platform kann der Schrein bei festlichen Gelegenheiten exponirt worden sein, wenn nicht wie üblich ein großes Kreuz darauf stand; nach der Verwendung an der jetzigen Stelle wird jedoch die erst unter dem Comthur Ludwig von Nordeck zu Rabenau (1473—89) zerstörte Orgel mit silbernen Pfeifen hier gestanden haben. (cf. Rommel V p. 422 Anm.) Eine solche Stellung der Orgeln kommt im frühern Mittelalter vielfach vor, zumal in Italien, wo, um nur ein classisches Beispiel anzuführen, noch im 15. Jahrhundert in der alten Peterskirche auf dem Ciboriumaltar des Processus und Martinianus eine solche stand. (cf. Ciampini Tab. XVI lit. A). Auch die vielfach mit ciborienähnlichen Altären combinirten Lettner waren eine bevorzugte Stelle für die kleinen Orgeln des frühen Mittelalters. Die spätere größere Orgel der Kirche, um diesen Punkt gleich hier zu erledigen, hing über der Kreuzigungsgruppe im nördlichen Kreuzarm auf einer großen Console, und wurde erst 1776 beseitigt. Von ihr rühren einige spätgothische Kreuzblumen sowie Schnitzereien mit Ranken und Wappen her, welche auf dem sogen. Archiv über der Sacristei bewahrt werden. Sie hatte wie damals allgemein üblich, und wie es sich in Gegenden ungestörter Tradition noch bis zum vorigen Jahrhundert hin findet, gemalte Thüren zum Verschluß der Pfeifen, welche einer solchen Orgel ein ganz anderes Interesse geben, als die heute beliebten Blechfaçaden.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zur Geschichte des Baues zurück. Der Chor ist also abgeschlossen durch eine Wand wie es z. B. der Kölner Dom bis auf unsere Tage auch war, eine Zeitlang allein zum Gottesdienst gebraucht worden; wie lange, läßt sich nur indirekt ermitteln. Es ist anzunehmen daß alsbald nach Fertigstellung der Chorparthie auch hier der Gottesdienst begann. Als frühestes Datum der Stiftung eines Altares finden wir nun den Johannesaltar 1257 (Hess. Urkundenbuch I. 147) und wird somit die Vollendung des südlichen

Kreuzarmes gegen dieses Jahr hin anzusetzen sein. Im nördlichen Kreuzarm, der seinen Formen nach schon etwas später fällt, finden wir erst nach 1274 die Stiftung des Catherinenaltars. Daß der von Heinrich von Brabant gestiftete Altar nicht hier errichtet sein kann, ist oben nachzuweisen. Wohl ist es jedoch denkbar, daß mit der Dotation der Stiftung durch seine Witwe Sophie, 1258, der Titel auf einen inzwischen fertigen Seitenaltar übertragen, und der Choraltar als Marienaltar fortgeführt sein mag, sodaß annähernd gleichzeitig beide Chöre in Gebrauch genommen wurden. Andernfalls hätten wieder provisorische Abschlußwände gezogen werden müssen, während so der Verschluß des Chores auf der Westseite der Vierung rückte und nur die zwei schmalen Seitenschiffbögen neu zu verschließen waren.

IN dieser Periode muß auch das Chorgestühl entstanden sein, und zwar genau in der jetzigen Form und an derselben Stelle. Bestand bereits nach Westen hin eine definitive und decorativ ausgebildete Abschlußmauer, so hatte diese nach Osten keinen Aufgang, da die Stühle ununterbrochen fortlaufen, und der jetzige Treppeneinschnitt durch Heraussägen eines derselben später hergestellt ist. Die Vierungsschranken nach den Kreuzarmen dürften wahrscheinlich nicht die Form der circa 1855 errichteten durchbrochenen Steinwände gehabt haben, sondern wie es fast ausnahmslos der Fall ist und zum Anbringen von Teppichen wie zum Schutz gegen kalte Luftströmungen nöthig war, hohe hölzerne Dorsalien. Man bedenke nur, daß der Chordienst ein tägliches vielstündiges Verweilen in diesen Sitzen bedingte, die daher auch mit allem Raffinement ausgestattet zu werden pflegen. Eine Anlage von frappanter Verwandtschaft sind die Chorstühle von Nôtre Dame de la Roche (Dèp. Seine et Oise), welche die vermißten Rückwände aufweisen und auch für die total verfehlt ergänzten Oberstücke der Seitenwangen (nach Osten) geeignete, in genau denselben kräftigen und strengen Formen wie hier gehaltene Vorbilder geben würden. Ich empfehle dieselben zur baldigen Verwendung. Eine vorzügliche Publication findet sich in Annales archéologiques 1863 p. 61. Erwähnenswerth ist, daß nach dem Schatzverzeichnis von 1480 V laden mit heiltum uff den sessien in den sranken standen. Wie die Einrichtung getroffen war, ist unklar, bemerkenswerth ist die so vielmal in dem Schatzverzeichnis wiederkehrende Anzahl von fünf gleichartigen Gegenständen, die wohl auf die fünf Altäre der Chöre zu beziehen ist.

DER Kirchenbau nahm nun in dem 8. und 9. Decennium seinen ungestörten Verlauf, über welchen uns keinerlei schriftliche Nachricht Kunde giebt, da keine Stiftung eines Altares oder dergl. Anlaß dazu gab. Erst die Weihe der Kirche am 1. Mai 1283 wird uns durch die erwähnte Pergamenttafel überliefert. Aus den Bauformen ergiebt sich daß damals nicht nur das Schiff, sondern auch die Thürme bis zur Höhe desselben vollendet waren.

Vergegenwärtigen wir uns mit wenigen Worten, was heute ja ein gewisses Interesse hat, welchen Anblick die Kirche im Innern damals geboten haben wird. Beim Eintritt durch das schon ganz wie heute bestehende Portal fiel der Blick auf eine Abschlußwand des Chores ähnlich der zu Haina. Noch fehlte der Kreuzaltar, und der Schmuck des Schiffes, welches in den vier westlichen Jochen noch der Gewölbe entbehrte, wird wesentlich auf die gemalten Glasfenster, die wir uns in der Weise derer zu Haina und Hersfeld als Grisaillen mit einzelnen bunten Ornamenten zu denken haben, und auf mobile Geräthe und Teppiche beschränkt gewesen sein. An festlichen Tagen trug auch die farbenprächtige mit reichem Metallschmuck gezierte Kleidung der andächtigen Menge, Fahnen und Kerzen, Baldachine und mitgebrachte Reliquienbehälter, dazu bei, den Eindruck zu einem feierlichen und stimmungsvollen zu erheben. Im nördlichen Chor stand die Tumba, vielleicht mit einem hölzernen Aufsatz geschmückt. Auch den vier Seitenaltären hier und im Südchor fehlte es nicht an Schmuck durch mancherlei Reliquiare, wie sie gerade das 13. Jahr-

hundert in der mannigfaltigsten Form, und weder vorher noch nachher erreichten stylvollen Ornamentation, zu schaffen liebte. In dem Hauptchor erhob sich der Ciborienaltar mit dem Schrein, beleuchtet von zahlreichen Kerzen auf reichgebildeten Leuchtern, Glasgemälde mit Darstellungen, in der Weise des sogen. Elisabethfensters, glühten in harmonischer Farbenpracht, während der Prior in reichem Ornat mit der Mitra (welche er aus specieller päpstlicher Vergünstigung trug), assistirt von ebenso prächtig gekleideten Priestern und Ministranten, die heiligen Mysterien feierte. Dazu kam der ergreifende ernste Chorgesang in der Weise Gregors, abwechselnd mit polyphonen Sätzen, wahrscheinlich ohne alle instrumentale Begleitung. In dem Chorgestühl waren die Mitglieder des Ordens versammelt in ihrer einfachen Ordenstracht, die sich wirksam von dem dunklen Holz der Stühle und dem figurenreichen gewirkten Teppichen der Dorsalien abhob. Ueber ihrem Haupt schwebte höchst wahrscheinlich eine Lichterkrone, welche wir uns ähnlich wie die noch aus diesen Tagen auf uns gekommenen zu Aachen, Hildesheim und Camburg zu denken haben, welche in ihren zahlreichen Thürmen, Statuetten, getriebenem, durchbrochenen und emaillirten Metallschmuck das himmlische Jerusalem versinnbildlichen. Mitten im Chor erhoben sich die Grabstätten Conrads von Marburg, Landgraf Conrads und des Minoriten Gerhard, die erste und letzte wohl mit einfacher gravirter Steinplatte, die des Gründers der Kirche mit dem noch erhaltenen herrlichen an die emaillirten Monumente Frankreichs und Englands in seiner Bemalung erinnernde Hochgrab bedeckt. Noch stand im sogen. Fürstenchor kein fürstliches Hochgrab, einfache mit dem Bild der Entschlafenen in vertieften Linien und Inschriften geschmückte Grabplatten deckten die wenigen hier gewährten Grabstätten. Von den provisorisch abgedeckten Thürmen erscholl wohl schon der feierliche Klang der herrlichen großen Glocke, deren reich verzierte Inschrift auf die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts hinweist. Sicher fehlte es ihr nicht an kleinern Genossen, die inzwischen umgegossen oder zu Grunde gegangen sein mögen. Auch in der Kunst des Glockengusses sehen wir das 13. bis 14. Jahrhundert auf der Höhe der Entwicklung. Noch im 12. war, wenn es gestattet ist, aus den wenigen erhaltenen Beispielen (unter denen wir eins der merkwürdigsten auf dem isolirten Glockenthurm zu Hersfeld besitzen) einen Schluß zu ziehen, Form und Ton der größeren Glocken sehr mangelhaft, wenn man auch kleine vornehmlich zum Handgebrauch in vollendetster Weise schon ein Jahrhundert früher herzustellen wußte. Dagegen macht sich schon im 15. Jahrhundert ein Rückgang bemerklich, wenn auch handwerklich-technisch jetzt Eminentes in Monstreglocken geleistet wurde. Zu den herrlichsten Schöpfungen dieses Kunstzweiges gehört neben unserer auch die große Glocke der Stadtkirche zu Hersfeld, deren Ton von der vollendetsten Klangfarbe eine ganze Harmonie in sich schließt.

DER Bau war nun zu einem gewissen Abschluß gelangt, zu einem Stadium, welches wenige größere Kathedralen erreichten oder in welchem sie, wie z. B. Notre Dame in Paris, verharrten. Noch einmal raffte man alle Mittel zusammen, um in dem neuen 1290 geweihten Hochaltar und in einem reichgeschmückten Kreuzaltar, von welchem jedoch nur noch der jetzt über dem Lettner stehende Bogen übrig ist, die Ausstattung des Innern zu vollenden. Dann trat ein Stillstand ein, und erst von 1314 ab war der Hochmeister des Ordens eifrig und energisch auf Vollendung des Baues durch den Ausbau der Thürme bedacht. Offenbar hatten sich die Kräfte und das Interesse des Ordens auf die preußischen Erwerbungen und den Kampf an der Ostmark concentrirt. Aber trotz der Bemühungen des Hochmeisters Baffart scheint erst im zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts die Bauthätigkeit wieder in Fluß gekommen zu sein, zu derselben Zeit, wo auch in andern Orten Hessens reiche Bauten entstanden. Ich nenne nur die Martinskirche zu Cassel, Stadtkirche zu Hersfeld, Marienkirche hierselbst, Marienkirche zu Friedberg, kleinere Bauten zu Homberg (Meister: Heinrich v. Hesserode), Treysa, Witzenhausen, Fritzlar, Wolfhagen (Fronleichnamscapelle), Grebenstein, Hofgeismar (Marienkirche). In Folge dieser annähernd gleichzeitigen Bauten bildete sich eine Schule geschickter Steinmetzen aus, als deren höchste Leistung wir die

herrliche Liebfrauencapelle zu Frankenberg anzusehen haben. Der Ruf der hessischen Steinmetzen drang so weit, daß sogar Kaiser Rudolph (1356—65) zur Ausführung „der künstlichsten Steinarbeiten namentlich der Sculpturen" an dem Stephansdom zu Wien neben dem Meister Horn aus Dinkelsbühl den Meister Heinrich Kumpf aus Hessen berief. Damals war gerade der große südöstliche Thurm in Arbeit, welcher dieselben colossalen Strebepfeiler und dasselbe pyramidale Aufsteigen von Grund auf (das Ganze bildet einen Winkel von ca. 9 Grad!), wie die Thürme unserer Elisabethkirche zeigt. Unbestritten ist dieser Thurm der reichste, und neben dem Freiburger der schönste Thurmbau Deutschlands. Leider erstreckt sich das Dunkel, welches über die Geschichte dieser reichbewegten und folgenschweren Zeit in Hessen, besonders über die Regierungszeit Heinrich des Eisernen herrscht, auch auf das Gebiet der Kunst und der Kunstgewerbe, und so bleibt uns nur der Genuß der glücklicherweise zahlreich erhaltenen Denkmäler und kleinen Monumente. Als Beleg, wie Herrliches auch die Kleinkünste leisteten, weise ich auf das in der Landesbibliothek zu Cassel bewahrte herrliche Miniaturwerk, den Roman Wilhelm von Oranse (geschrieben für Heinrich den Eisernen 1334) hin.

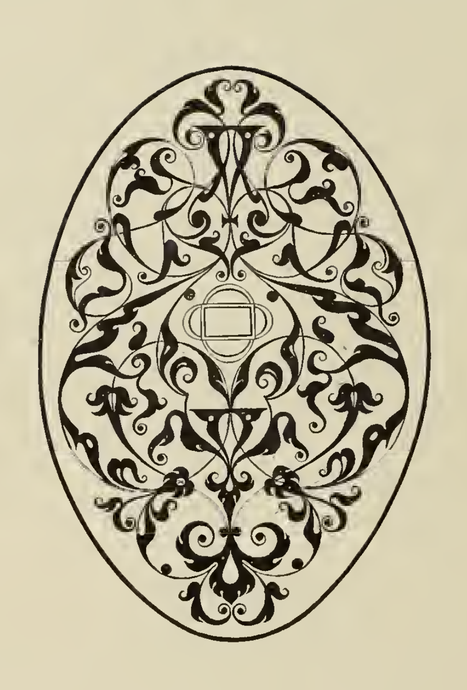
Im Laufe der ersten 40 Jahre des 14. Jahrhunderts wird also den Formen nach der äußere Kirchenbau gänzlich vollendet worden sein. Etwas später, unter der Hand eines anderen Steinmetzen, entstand der Lettner und der Giebel des Mittelbaues, für dessen ursprünglichen Zustand es an jedem Anhalt fehlt. Diesen Werken schloß sich der Celebrantenstuhl (Grundriß Nr. 13), das durch Aufstellung des Schreines der Heiligen in der Sacristei erforderliche Gitter, sowie eine Reihe von Grabdenkmälern und mit hoher Wahrscheinlichkeit auch die auf dem Mausoleum stehende Orgel (siehe oben Seite 11) an. Nach einer großen Pause finden wir erst gegen Ausgang des Mittelalters, am Ende des 15. Jahrhunderts, wieder eine erhöhte Thätigkeit in Ausschmückung der Kirche, welcher wir die fünf Schnitzaltäre, sowie die leider nur in kümmerlichen Fragmenten erhaltene große Orgel neben einer stattlichen Reihe großartiger Grabdenkmäler verdanken, wobei nicht zu vergessen ist, daß wir manches spurlos verschwundene Stück in dieser wie in den früheren Perioden im Geist mitzuzählen haben.

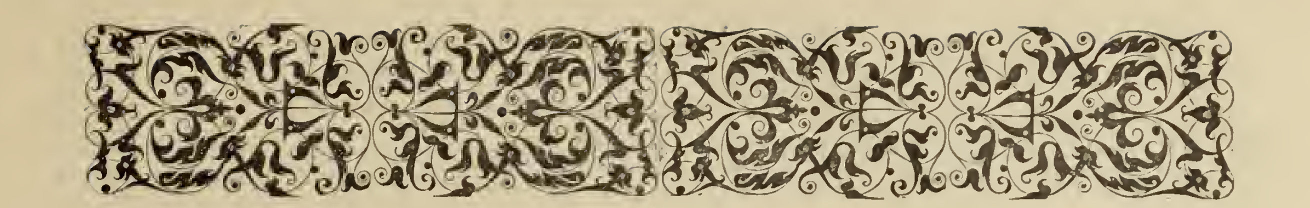
An dem Kirchengebäude geschah nichts, wenn wir nicht die verderbliche Wegnahme der alten Bleibedachung durch Ludwig v. Nordeck zu Rabenau und die damit verbundene unverständige Aenderung des Dachstuhles als solche bezeichnen wollen. Noch weniger thaten die späteren Jahrhunderte hinzu; einige Grabsteine, Glocken, der Dachreiter, welcher von Lange bei der Restauration durch einen neuen ersetzt wurde*, und die Kanzel werden so ziemlich das sein, was Erwähnung verdient. Dazu kam, daß seit Philipp dem Großmüthigen die hessischen Regenten es verschmähten, mit ihrer gefeierten Ahnfrau, deren sterbliche Ueberreste jener so schmählich profanirt hatte, eine Grabstätte zu theilen, so daß nun keine fürstlichen Grabmäler mehr zu verzeichnen sind. Seit der Religionsspaltung war auch der deutsche Orden, wie die meisten übrigen, in ein Stadium der Stagnation getreten und in eine Anstalt zur Beschaffung von Sinecuren für nachgeborene Söhne des Adels verlaufen. Leider ist auch das wenige, was diese Zeiten hinterlassen, durch die jüngste Restauration grausam decimirt worden, doch ist auf Grund der noch lebenden Tradition anzunehmen, daß kein Werk von besonderer Bedeutung zu Grunde gegangen ist.

* Nur eine Photographie von Hach, wovon ein Exemplar in der Sammlung des Geschichtsvereins befindlich, hat dessen Gestalt bewahrt.

Im vorigen Jahrhundert hielt der Orden wohl noch große Stücke auf das „kostbare Elisabethmünster" und es geschah das zur Erhaltung nothwendige, der siebenjährige Krieg sollte jedoch dem Bau, an dem alle früheren Stürme glücklich vorübergegangen waren, noch verhängnisvoll werden, wie er es denn auch anderwärts in Hessen den Monumenten wurde. Die Kirche wurde in der beliebten brutalen Kriegsmanier zu einem Magazin benutzt, und dabei das Innere sowie die gemalten Fenster schwer geschädigt. Es ist jedoch anzunehmen, daß in Folge des „durchgreifenden" Ersatzes der Schäden mit neuen sechseckigen Lahrer Scheiben ebensoviel ruinirt worden ist, als durch das Magazin. Dank der soliden Construction und früheren guten Unterhaltung konnte die Kirche auch die verhängnisvolle Periode der Vernachlässigung überstehen, welche in unserem gepriesenen Jahrhundert, mit dem Simultangottesdienst ꝛc., über dieselbe hereinbrach.

Es war ein Glück, daß der sog. Wolkenbruch 1847 aus dem alten Schlendrian aufrüttelte, indem er eine Herstellung der Kirche unvermeidlich machte. Diese gestaltete sich jedoch zu einer durchgreifenden stylgemäßen Restauration, zu welcher Professor Lange, dessen gründliche Studien des Mittelalters ihn hierzu befähigten, berufen wurde. Es läßt sich nicht leugnen, daß heutzutage manches anders, vielleicht besser auf Grund unserer Fortschritte in der kirchlichen Archäologie restaurirt worden wäre; um die Verdienste Lange's jedoch im rechten Lichte erscheinen zu lassen, muß man nicht nur berücksichtigen, was er gethan, sondern auch was er verhütet, was andere an seiner Stelle oder vielmehr was die andern, welche die Sache ohne ihn zu leiten gehabt hätten, gethan haben würden. So muß auf Grund der auf hiesigem Staatsarchiv vorhandenen Akten und Tagebücher Lange's vor allem hervorgehoben werden, daß allein seiner Energie und Sorgfalt die Erhaltung der ursprünglichen Disposition der Kirche zu verdanken ist. Er allein hat nämlich die Beibehaltung des Lettners und damit alles dessen, was damit zusammenhängt, durchgesetzt, nachdem die oberste Baubehörde denselben behufs „Freilegung des Innern" zu beseitigen beschlossen hatte. Mit welcher Sorgfalt und technischen Gediegenheit alle kleineren Herstellungen bewirkt sind, wird jeder genügend technisch geschulte und mit dem Gegenstand bekannte Fachmann erkennen; daß hin und wieder ein Farbenton nicht die archäologisch richtige Nuance traf, daß z. B. statt des alten ins Grünliche stechenden Blau ein giftiges Ultramarin zur Verwendung kam, fällt kaum ins Gewicht. Die Zeit hat schon erheblich harmonisirend gewirkt, und wird es noch ferner thun, während gar manche mit großer Kunst und Schläue und mit ganz anderem Geldaufwand ganz in dem gedämpften „ächt alt" scheinenden Ton hergestellte Restaurationsmalereien schon nach wenigen Jahren sich in ein scheußlich Grau verlieren resp. verlieren würden, wenn nicht ein gütiges Geschick nach jedem Winter eine Schicht abblättern ließe, und so eine baldige Neubemalung in verbesserter Auflage anbahnen hülfe. Daß Lange den geringwerthigeren Monumenten des 17. und 18. Jahrhunderts gegenüber zu puristisch verfuhr, lag in dem Charakter seiner Zeit und geschah mit verschwindenden Ausnahmen, wo es einmal an ein „durchgreifendes Restauriren" ging, überall, kommt auch leider heutzutage noch vor. Meines unmaßgeblichen Erachtens sollte man auch heute noch jede derartige totale Restauration vermeiden; die Archäologie des Mittelalters ist noch weit entfernt davon, bis ins kleinste Detail — auch technisch — hinein eine sichere Führerin zu sein, noch viel seltener stehen die leitenden und besonders auch die ausführenden Personen auf der Höhe der heutigen Wissenschaft und Praxis. Erst dann, wenn die in Frage kommenden technischen Verfahrungsweisen, die betreffenden Stylformen, durch längere Uebung an Neuschöpfungen im Geiste des Mittelalters in Fleisch und Blut der Künstler übergegangen sind, wird der Zeitpunkt gekommen sein, eine „Restauration" mit günstigem Erfolg durchzuführen. Davon sind wir vor der Hand im allgemeinen noch sehr weit entfernt. Ich fürchte, man wird zu spät zu der Erkenntnis kommen, daß eine charakteristische Eigenthümlichkeit des 19. Jahrhunderts die planmäßige Fälschung monumentaler Urkunden bildet.





Dass sich unsere Elisabethkirche durch harmonisches Verhältnis aller ihrer Theile, durch maßvolle Verwendung wohlgebildeten Details, dessen Reichthum stets zur Bedeutung des Theiles, welchen es schmücken soll, im wohlthuendsten Verhältnis steht, auszeichnet, ist schon öfters hervorgehoben worden. Die Proportionen sind so glücklich gewählt, daß bei relativ bescheidenen Dimensionen, besonders die Westfaçade einen imposanten Eindruck macht. Besser als alle Worte werden die beigegebenen Abbildungen dem heimgekehrten Besucher des Jubelfestes den vor dem Monument selbst empfangenen Eindruck zurückrufen, wenn auch freilich für sie statt des zeitgemäßen allein den vollen Eindruck der Wirklichkeit wiedergebenden Lichtdruckes der bescheidene Holzschnitt dem Zweck des Ganzen entsprechend gewählt werden mußte. Immerhin haben diese den Vorzug, nach Photographien geschnitten zu sein.

Trotz der, wie wir sehen, langen Bauzeit wurde der ursprüngliche Plan streng eingehalten und nur der wechselnde Charakter des Ornaments und der Profilirung, welche in der Gesammtwirkung meist verschwinden, giebt die inzwischen erfolgte Veränderung des Styles zu erkennen. Beginnen wir mit der näheren Betrachtung an der Westfaçade, welche der werthvollste Theil der Kirche ist und unbedenklich zu den vorzüglichsten Leistungen der gesammten Gothik gerechnet werden darf. Die Disposition des Innern in der Höhen, und Breitenentwickelung, die zweigeschossige Anlage der Seitenwände kommt hier zum klaren Ausdruck, aber auch zum Abschluß, indem sie in die aufstrebende Tendenz dieser Façade sich auflöst. So sind nicht alle Umgänge des Schiffes gedankenlos weitergeführt, was den Thurmcharakter ganz stören würde, man fühlt aber deren Weiterführung im Innern geleitet von dem Wiederhervortreten desselben an dem Mittelbau. Dagegen markirt der oberste Umgang noch einmal deutlich die Schiffhöhe, während die Strebepfeiler unaufhaltsam in die Höhe steigen, um am Fuß der Pyramiden in schlanke Fialen

auszuklingen, die in wohlthuender Weise den Uebergang zur achteckigen Grundform jener vermitteln. Neben dieser ästhetischen Funktion haben diese trotz ihrer scheinbaren Zierlichkeit doch bei einer Höhe von ca. 10 Meter ein colossales Gewicht repräsentirenden massiven Thürme den constructiven Zweck, dem Seitenschub der Thurmhelme, welcher die Stabilität der Thürme gefährden könnte, entgegen zu wirken. Mit Rücksicht hierauf sind die Helme mit nur ca. 35 cm Wandstärke in wohlgefügtem Quaderwerk aufgeführt.

Seiner Bedeutung angemessen ist das zwischen den Thürmen in das Hauptschiff führende Portal besonders machtvoll und glänzend gebildet. Es führt den alten in der romanischen Stylperiode entwickelten Typus, dem die antike Kunst nichts Ebenbürtiges an die Seite zu setzen hat, zur edelsten Vollendung. Aller kleinliche, schwer verständliche Symbolismus ist dabei vermieden, alle Byzarrerien, welche oft als zum Wesen der Gothik gehörig betrachtet werden, und wie sie auch die Mehrzahl der französischen Cathedralen seit dem 13. Jahrhundert und ihre deutschen Abbilder zum Ueberdruß wiederholen, nämlich die hängenden Baldachine mit Figuren in den Kehlen der Bögen, und das in horizontale Streifen mit figurenreichen Reliefs getheilte Tympanon. In der Ausbildung der Portale hat der romanische und Uebergangs-Styl entschieden die höchste Stufe erreicht, welche ich mit den Portalen zu Bamberg und der goldnen Pforte zu Freiberg i. S. bezeichnen möchte. Unser Portal ist fast das einzige, welches sich jenen unter ausschließlicher Verwendung der neuen Detailformen anschließt, und ihnen ebenbürtig genannt werden kann. Auch die Beschläge der Thürflügel gehören zu den reichsten und schönsten des gesammten Mittelalters, und sogar bis auf diese hin erstreckt sich die am ganzen Bau erkennbare maßvolle Abwägung des Reichthums und der Feinheit der Ausführung je nach dem Zweck.



Fig. 4.

Höchst edel ist auch das große sechstheilige Mittelfenster über diesem Portal; nur die etwas feinere und zierlichere Profilirung verräth dessen gegen die Schiffparthien spätere Ausführung.

Am dem Schiff fällt zunächst eine z. B. auch an der Liebfrauenkirche zu Trier zu beobachtende Eigenthümlichkeit auf, nämlich der horizontale Abschluß der Strebepfeiler, welche von dem reich profilirten, weitausladenden Dachsims umzogen werden. Die Unterfläche dieser Auskragungen ist mit den mannigfachsten wohlstylisirten Menschen- und Thiergestalten als Träger der Wasserspeier geschmückt, die einzige Stelle des Baues, außer den Schlußsteinen der Gewölbe, wo dergleichen figürliches Ornament vorkommt.

REICH und mannigfaltig sind die Capitälchen der Fensterpfosten, im Osten mit Knospen und schilfartigen Blättern der früheren Periode, im Norden und besonders im Süden mit dem freien scharfgeschnittenen Blattwerk der späteren geschmückt. Allein derartige Kapitäle an den Fenstern zählt man über 380, eine ähnliche Zahl beträgt die der Dienste an den Wänden und Schiffpfeilern, wozu noch die vielfach ornamental behandelten Consolen an den Fenstern zu rechnen sind, wenn man den Reichthum an Ornamenten, welcher über das Ganze gleichmäßig ausgegossen ist, ermessen will. Eine vollständige Publikation aller dieser genannten Steinmetzarbeiten müßte sehr interessant und instructiv sein. Auch das kleine, im Tympanon mit prächtigem Knospen- und weichgeschwungenem Laubwerk gezierte Südportal, dessen Flügel ganz in der Technik des Mittelalters vorzüglich ausgeführte neue Beschläge zeigen, während das Schloß in zu späten Formen gehalten ist, und das einfachere Nordportal verdient erwähnt zu werden.



Fig. 5.

IM Innern wirkt die Steigerung im Reichthum der Formen und in den räumlichen Verhältnissen, welche nach der Chorparthie zu stattfindet, besonders günstig. Machtvoll ist trotz der bescheidenen Dimensionen der Eindruck der drei Chöre, welche besonders auf der Lettnerempore empfunden wird, wo die Chorschranken den Blick nicht beengen. Glänzend und lebhaft wirken die reichprofilirten Gewölberippen mit ihren großen sculpirten und bemalten Schlußsteinen und die gruppirten, in verschiedener Höhe mit Capitälen besetzten Wanddienste. Dazu kommt der Zauber der musivischen Glasgemälde und im Hauptchor der einer reichen farbenprächtigen Bemalung der Gewölbekappen. Prof. Lange hat diese, wenn auch spätestgothische Bemalung mit Recht beibehalten und aufgefrischt, welche in der phantasiereichen naiven Weise des Mittelalters wie eine festliche Decoration mit Blumen und Maien wirkt. Aehnliche Malereien scheinen, in Hessen wie auch anderwärts, sehr beliebt gewesen zu sein. Leider sind die nicht minder schönen, zum Theil noch reicheren, der hiesigen Schloßcapelle, und der Kirche zu Wetter einem bedauerlichen frühgothischen Fanatismus zum Opfer gefallen, und nicht einmal in genauen Copien der Nachwelt erhalten worden. In Breitenau, Spangenberg (Kloster) 2c. finden sich noch Reste solcher Decoration.

EIN höchſt origineller und in ſeiner Art ſeltener Bau iſt ſchließlich die Sacriſtei, die dem fertigen Chorbau erſt ſpäter angefügt wurde. Jedenfalls hat aber der Plan zu derſelben beſtanden ehe die einzige ſonſtige Wendeltreppe, welche Zugang zu den Laufgängen gewährt, in dem Winkel zwiſchen Schiff und nördlichem Chor ausgeführt wurde, da die bei der Sacriſtei errichtete Treppe den einzigen Zugang von unten zu den Laufgängen bildete, und auffallender Weiſe auch in den Thürmen die Wendeltreppen erſt auf dem unterſten Laufgang beginnen. Neben einer originellen Anlage der obern Fenſter zeichnet ſich das Aeußere der Sacriſtei durch ſchöne Waſſerſpeier aus. Als ein untergeordnetes aber höchſt ſeltenes Stück mag der bleierne Adler auf der Dachſpitze erwähnt werden, welcher vermuthen läßt daß das ehemalige Bleidach noch mannigfache andere getriebene Zierrathen auf den kleinen Seitengiebelſpitzen, auf den Firſten u. ſ. w. gehabt hat. Auch die mit vergoldetem Kupfer bekleideten noch erhaltenen Kreuze der Chöre ſind ſeltene Stücke, die ganz zum Charakter des Baues paſſen.

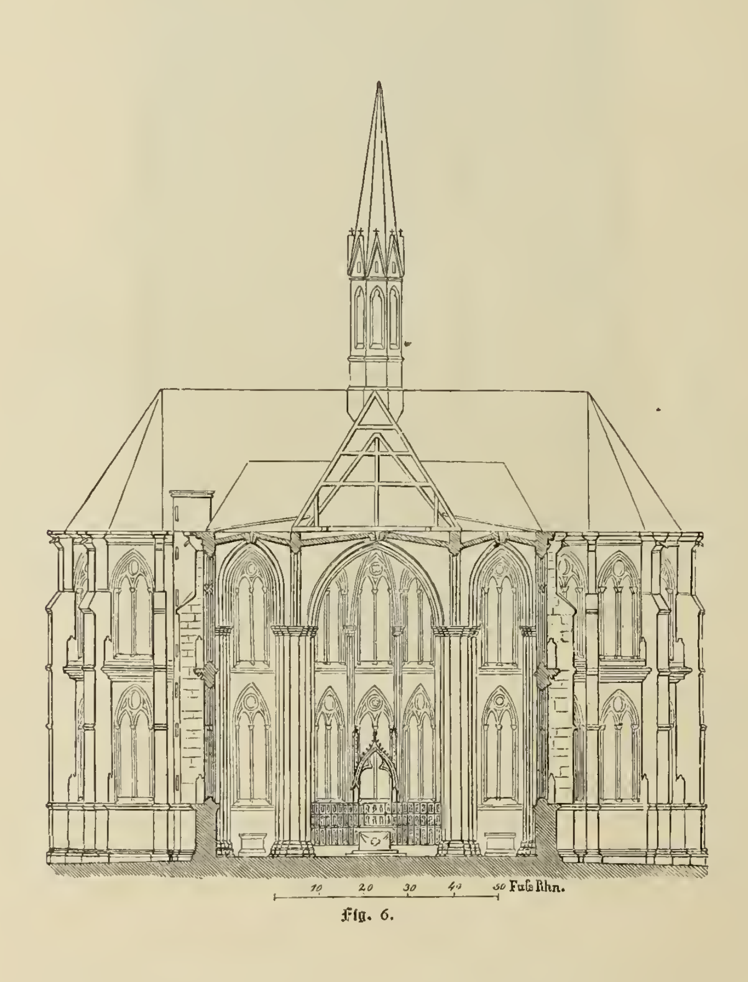


Fig. 6.



Von ganz besonderem Interesse ist die Ausstattung des Innern, welche in dieser Vollständigkeit und Styleinheit höchst selten vorkommt, in zwei Stücken aber Leistungen allerersten Ranges aufzuweisen hat. Ueber das sogen. Mausoleum habe ich oben (p. 10) bereits das wesentlichste gesagt, und unterlasse daher, der Tendenz dieser Blätter gemäß, eine Beschreibung dessen, wovon nur eine gute Abbildung eine Vorstellung geben könnte, nämlich des

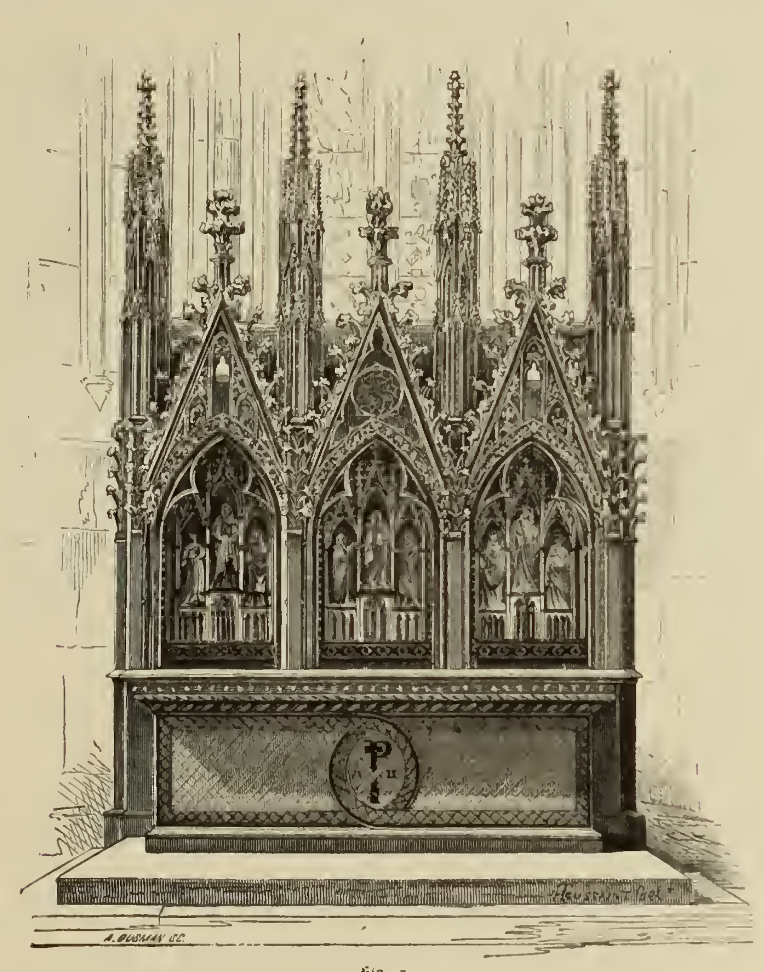


Fig. 7.

reichen Schmuckes mit Ornamenten, die in vollendeter Weise frei aus dem Stein herausgearbeitet sind und der Malereien. Leider sind letztere gänzlich übermalt, somit für die Wissenschaft nahezu werthlos, obwohl nach den eignen Angaben Lange's die Farben noch vollkommen erkennbar waren, wie es ähnlich die unberührten Malereien der Rückseite des Hochaltares erkennen lassen.

Eine vollendete Leistung des Meißels in heimischem Sandstein ist sodann der Hochaltar. Die Entwicklungsgeschichte des christlichen Altars ist eins der anziehendsten Gebiete, über welches leider bisher noch keine umfassende und genügende Monographie erschienen ist, da die unumgänglichen speziellen Vorarbeiten hier wie bei so vielen andern Zweigen der mittelalterlichen Archäologie noch sehr vernachlässigt sind. Unser Altar ist einzig in dem Reichthum und der Vollendung des frühgothischen Ornaments, einzig vor allem in seiner Anordnung und Construction, welche die Elemente der Reliquien und Retabelaltäre mit denen der späteren Wandel- (Flügel-) Altäre verschmilzt und für Neubauten deshalb von dem höchsten vorbildlichen Werthe ist. Leider ist ohne genügende Abbildungen ein näheres Eingehen ohne großen Nutzen, doch hoffe ich an geeigneter Stelle dies demnächst thun zu können. Der Altar besteht aus einer von großen Sandsteinplatten zusammengefügten Mensa und einem hohen als selbständig charakterisirten Hinterbau. Unter beiden befindet sich ein durch eine Treppe zugänglicher Hohlraum, entsprechend der alten confessio, während der obere Theil der Rückwand zu drei tiefen gewölbten Nischen ausgebildet ist, welche durch je zwei in Falzen und Friktionsrollen hintereinander laufende Schieber verschlossen werden konnten, indem man letztere von dem Hohlraum aus, in welchem sich die Falze bis zum Boden fortsetzen, emporschob und mittelst eines Systems von Riegeln feststellte. Merkwürdigerweise war nun eine complicirte und für die ganze Anlage von Grund auf maßgebende Einrichtung getroffen, diese Verschlüsse, wovon man sich den äußeren wohl als gemalte Holztafel, den innern als eisernes Gitter zu denken hat, bequem herausnehmen zu können, was nur dann einen Sinn hat, wenn man annimmt es sei dies regelmäßig geschehen, um etwa verschiedene bemalte Tafeln einsetzen zu können, und so einen ähnlichen Effekt zu erreichen wie man ihn später durch mehrfache Flügel bei den danach genannten Wandelaltären hervorbrachte. In den Nischen stehen auf hohen Sockeln decorative Steinbilder von Heiligen und vor denselben bietet eine an der schmalsten Stelle 23 cm breite Bank Platz zur Aufstellung des wesentlichen Inhaltes: der Reliquiengefäße, zu deren Schutz resp. Verhüllung jene Verschlußeinrichtung getroffen war. Hier standen gewiß: St. Elisabethenhaupt und andere von den im Schatzverzeichnis von 1480 noch aufgeführten fünf Reliquienbüsten und sonstigen kostbaren Ostensorien, vielleicht auch in der Mittelnische das Ciborium mit der Eucharistie, da Tabernakel, von denen auch unsere Kirche ein würdiges Beispiel besitzt, erst gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts aufkommen. In dem von mir angenommenen alten Ciborienaltar mag eine von dem Gewölbe desselben hängende Pyxis oder Taube dieselbe bewahrt haben. Für die Anlage von Nischen zur Aufnahme von Reliquiaren bietet der von Abt Suger zu St. Denis errichtete kostbare Altar, nach dessen genauer Beschreibung Viollet-le-Duc eine vorzügliche Reconstruction gegeben hat, eine gute, soviel mir bekannt jedoch aus der Zeit einzige Parallele. Reliquienaltäre von etwas abweichender Construction, aber naher Verwandtschaft aus dem 14. und 15. Jahrhundert giebt es mehrere, ich nenne nur den zu Paderborn (Kreuzflügel) und zu Cilli. Der Altar unserer Kirche gewinnt aber noch ein höheres Interesse dadurch, daß er nach den vorhandenen Spuren, welche ein zweites Stockwerk, einen Baldachin von der Breite der mittleren Bogenstellung vermuthen lassen, zur Aufnahme des Reliquienschreines der Heiligen Elisabeth eingerichtet war. Nach Osten trägt der Aufbau noch die Ansätze zu einem Kreuzgewölbe, welches den Zugang wahrscheinlich durch das östliche Fenster vermitteln sollte. Da sich weder an diesem Fenster bezügliche Spuren noch Fundamente von Säulen, welche nach der Spannweite des Gewölbes unbedingt vorhanden sein mußten, von Lange, der sie ausdrücklich suchte, gefunden wurden, auch die erwähnten Bogenanfänge keinerlei Mörtelreste zeigen, vielmehr roh eingehauene Löcher eine provisorische Balkenbrücke andeuten, so scheint mir die Anlage nicht in der beabsichtigten Weise zur Ausführung gekommen und auch wohl nur wenig benutzt worden zu sein, da inzwischen der alte Ciborienaltar eine geeignete Stätte für den Schrein bot, ohne die Schwierigkeiten und die Gefahr des Hinaufschaffens, die bei dem erheblichen Gewicht von über zwei Centner nicht gering anzuschlagen sind.

Bei dieser wenn auch nur geplanten Disposition waren wiederum französische Vorbilder von Einfluß, deren Besprechung zu weit führen würde. Bemerkenswerth ist jedoch, daß die dort in ähnlicher Weise exponirten Schreine kaum halb so groß sind als der hiesige, der hierin nur von sehr wenigen der noch existirenden übertroffen wird. Einen interessanten Anklang an unsern Altar hatte der frühere 1306 geweihte Flügelaltar zu Friedberg, welchen ich 1869 unter Gerümpel aller Art in einer Sacristei dortselbst fand, und welche meines Wissens jetzt in das Museum zu Darmstadt übergegangen ist. Er besteht im wesentlichen aus zwei hohen Spitzgiebelnischen, die durch zwei gleiche Flügel bedeckt werden, sodaß beim Aufschlagen vier dergl. nebeneinanderstehen. Ich verglich oben den Hohlraum unter der Mensa mit einer confessio. Nischen in allen Umfassungswänden desselben, welche zur Aufnahme von „heiltum“ dienten, machen die Verwandtschaft noch größer. Dabei fehlt das eigentliche sepulcrum in einer der Vorderplatte angearbeiteten Verstärkung scheinbar auch nicht; ob dasselbe noch seinen alten Inhalt bewahrt, habe ich nicht constatiren können, wäre dies der Fall so fände sich sicher die Stiftungsurkunde des Altares, vielleicht auch ein kleines interessantes Reliquiar wie s. Z. in Limburg a. L. In dem Schatzverzeichnis von 1480 werden „2 speren uff dem noin altare“ aufgeführt, wohl reiche Processionsfahnen.

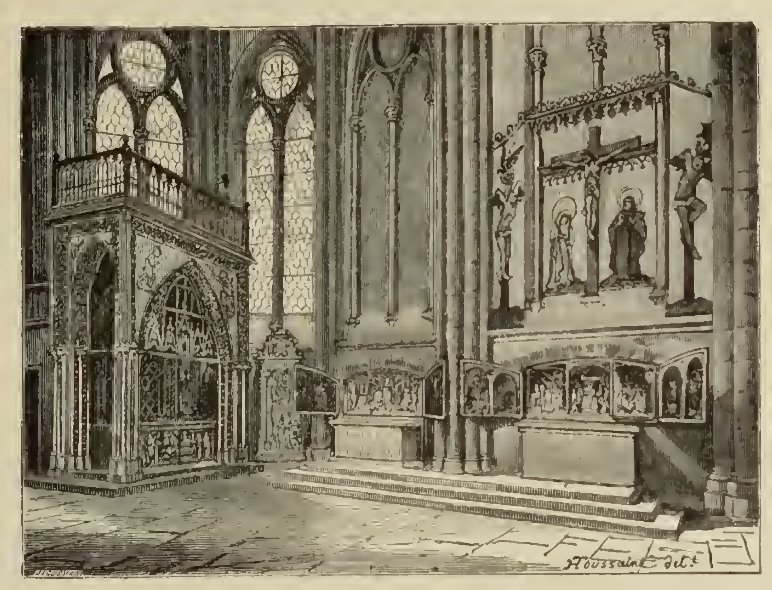


Fig. 8.

Die übrigen sechs Altäre bieten kein so hervorragendes Interesse. Die vier vor Nischen in den östlichen Kreuzschiffwänden errichteten Seitenaltäre, welche ihrer Stiftung nach, wie wir oben sahen auf die Erbauungszeit der Kirche zurückgehen, waren scheinbar höchst einfach mit mehrmals aufgefrischten Wandmalereien in und um jenen ausgestattet. Es läßt sich jedoch annehmen, daß man entsprechend gestaltete metallne emaillirte Oberfrontalien in Aussicht genommen hatte, oder doch wenigstens solche in der Technik des großartigen Retabels zu Westminster (London) oder zu Soest. Ein ähnliches deutsches Werk war das während der französischen Revolution in Coblenz gestohlene, jetzt zur Verherrlichung eines Altares in der Abtei von St. Denis dienende prachtvolle Retabel. Eine Abbildung findet sich bei Viollet-le-Duc dict. du mobil. I 234. Nach dem Erkalten der hochgradigen Begeisterung des 13. Jahrhunderts hat man schließlich im Anfang des 16. Jahrhunderts den Nothbehelf der Malerei durch die jetzigen in ihrer Art recht bedeutenden Schnitzwerke mit gemalten Flügeln ersetzt. Der vorzüglichste nebenbei bemerkt einzige publicirte (Förster, Denkmale ꝛc.) derselben ist der nördlichste mit der heiligen Sippe. Ikonographisch höchst interessant ist

ferner der Georgs- und Martinsaltar, doch müssen wir uns hier eines näheren Eingehens auf alle diese figurenreichen Werke enthalten. Mit hoher Wahrscheinlichkeit haben wir wenigstens drei derselben neben der Statue der heiligen Elisabeth, welche jetzt im Mausoleum stehend die herrlichen Sculpturen der Rückseite verdeckt, als Werke des hiesigen Bildschnitzers Ludwig Jupe anzusehen, von welchem nach den städtischen Rechnungen das Bild über dem Portal des Rathhauses rc. herrührt. In ihrem Styl nehmen diese Altäre einschließlich des Marienaltars (cf. Grundriß Nr. 7) eine Mittelstellung zwischen der kölnischen, westfälischen und fränkischen Schule ein, deren Einflüsse sich bis in unsere Gegenden erstrecken, wie z. B. der Altar zu Wildungen von Conrad von Soest (1402) beweist. Die zahlreich in unsern Gegenden vorhandenen ähnlichen Werke, bedürfen noch einer gründlichen wissenschaftlichen Untersuchung in dieser Richtung.

Es erübrigt noch den Kreuzaltar zu betrachten, und zwar dessen muthmaßliche frühere Gestalt, da die jetzige wenig Interesse bietet. Seinen Formen nach ist der hohe hölzerne prachtvoll geschnitzte Bogen, welcher seit dem 14. Jahrhundert auf dem Lettner wiederverwendet ist, ein Theil desselben. Wenn wir uns nach ähnlichen Werken umsehen, die einen Rückschluß auf den früheren Bestand gestatten, so finden wir in der Wiesenkirche zu Soest zwei alte Seitenaltäre mit ganz ähnlichen großen Bogenstellungen, welche prächtig bemalt waren, und Kreuze trugen. Ob dieselben bei der Restauration beibehalten oder verändert sind, ist mir nicht bekannt, ich sah dieselben vor dreizehn Jahren noch im ursprünglichen Zustand, welchen man wie in der Regel versäumt haben wird, durch eine Photographie zu fixiren. Da ich für die Chorstühle hohe Dorsalien annehme, bedurfte es nur einer passenden Decoration derselben nach Westen hin, über welche dann die ein geschnitztes und bemaltes Retabel krönende Bogenstellung emporragte. Voraussichtlich ist diese aus derselben Meisterhand hervorgegangen, welche den Hochaltar schuf. Daß dieser Altar metallne Standleuchter und Seitenvelen gehabt, ist nicht zu bezweifeln. Die verwandte Kirche zu Haina läßt noch eine annähernd ähnliche Anlage erkennen, in Gelnhausen, Friedberg und Wetzlar liegen die betr. Altäre dagegen unter den ciborienartigen Ueberbauten der Lettner, haben einen Durchblick nach dem Chor und Seiteneingänge zu demselben, da hier die Lettner nur den Chor, nicht die ganze Kreuzparthie abschließen. Zu der ursprünglichen Altaranlage gehören auch die im Grundriß mit Nr. 5 bezeichneten steinernen Credenztische.

Der jetzige Lettner mit seinem Altar ist nach den Formen zu schließen ca. 1330 gebaut worden, wohl von demselben Steinmetzen, der den Westgiebel zwischen den Thürmen schuf. Das Material scheint ganz das gleiche zu sein. Er hat durch Herstellung breiterer Nischen in der untern Parthie, Verwendung des alten Bogens und Herausnahme der ganz gleichförmig durchlaufenden Fialen und Giebelchen in der Mitte, unleugbar gewonnen, während er in dem ursprünglichen Zustand bei allem Reichthum des Details doch höchst monoton sein mußte, und deutlich den Verfall der architektonischen Decoration bekundet.

Weit charakteristischer ist die Rückseite durch die kleine Empore, deren Zweck nicht wohl allein das Vorlesen und Predigen gewesen sein mag, sondern auch Reliquienexposition, worauf der oben citirte Passus aus dem Schatzverzeichnis bezogen werden darf „uff der sessien in den sranken“.





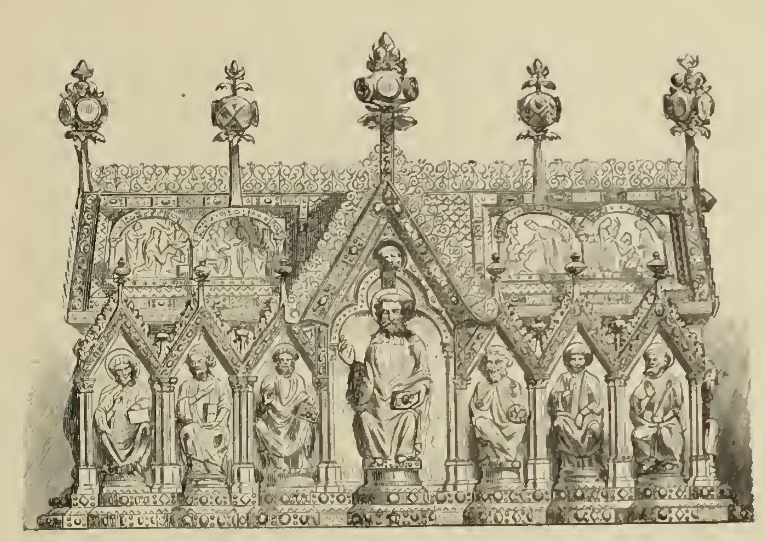


Fig. 9.

UNTER allen mobilen Ausstattungsstücken der Kirche nimmt der Reliquienschrein der heiligen Elisabeth die erste Stelle ein, ja er darf unbedenklich als der merkwürdigste und werthvollste Kunstgegenstand bezeichnet werden, welchen Hessen birgt, dessen kulturgeschichtlichen und technischen Werth kein auch noch so kostbares Gemälde und keine Sculptur nur entfernt erreicht. Da ich denselben in der Kürze zum Gegenstand einer ausführlichen Monographie mit zahlreichen Lichtdrucken und Farbentafeln zu machen gedenke, kann ich mich hier darauf beschränken, auf Grund umfassender Vergleichungen zu erklären, daß dieser Schrein in seinem Aufbau der vorzüglichste aller überhaupt existirenden ist. Ebenso übertrifft er alle in der der Gesammtwirkung untergeordneten Vertheilung des figürlichen und ornamentalen Schmuckes der wohlberechneten und mit feinstem Geschmack angeordneten Verwendung der verschiedenen Bearbeitungsweisen des Metalles, des Email-, Stein- und Perlenschmuckes. Besonders in den größern Figuren kommen nur sehr wenige ihm gleich, dagegen wird er in dem Reichthum und Mannigfaltigkeit des Emails von den älteren Schreinen des 12. Jahrhunderts, welche freilich fast nur durch dieses wirken, weit überholt, während er anderseits wieder in Bezug auf Filigran in allererster Linie steht. Diese Vorzüge treten sogar dem im übrigen fast identischen und wenig älteren Schrein der großen Reliquien zu Aachen gegenüber hervor, dessen Hauptfiguren mit den hiesigen keinen Vergleich aushalten, dessen Aufbau dem Elisabethschrein gegenüber gedrückt,

vielfach weniger organisch erscheint. Und doch gilt er unbestritten als eines der prächtigsten Werke mittelalterlicher Goldschmiedekunst und erfreut sich eines Weltrufes. Einzig steht unser Elisabethschrein schließlich da in seiner Integrität, die von keiner durch- oder eingreifenden früheren oder gar sogen. „stylgemäßen" neueren Reparatur verletzt worden ist. Die französisch-westfälischen Beraubungen sind wohl beklagenswerthe Schädigungen, treffen aber glücklicherweise vornehmlich die geschnittenen Steine, die nur in ihrem farbigen Effekt für das Ganze Werth hatten, und insoweit vermißt werden. Auch das Crucifix ist beim Vorhandensein zahlreicher anderer aus derselben Zeit noch am ersten zu verschmerzen. Möchte nie eine verwegene Hand sich unterfangen, die kleinen vorhandenen Schäden ausbessern, ergänzen zu wollen. Sie gefährden den Bestand absolut nicht, dagegen würde die jetzt über allem Zweifel erhabene Aechtheit, welche den Schrein für alle Zeiten zu einem Markstein in der Geschichte der technischen Künste machte, dahin sein.

FÜR unseren Zweck würde es zu weit führen auch die übrigen zu kirchlichem Gebrauch bestimmten Ausstattungsstücke, wie Celebrantenstuhl (Grundriß Nr. 13) Piscina (cod. 12) ebenso ausführlich zu besprechen, zumal sie nicht von so hervorragender Bedeutung sind und vielfach ihres Gleichen, auch Ueberlegenes sich erhalten hat. Bei allem Reichthum und bei aller Virtuosität, die sich in den Schnitzereien des Celebrantenstuhls documentirt, zeigt er doch die Kunst des Schnitzers auf Abwegen. Was allenfalls im Großen an Thurmbauten in Stein wirksam wäre, erscheint hier als blendendes Spiel. Wirklich schöne materialgemäße Ornamente, künstlerische Durchbildung des Stuhlcharakters suchen wir hier vergebens. Bezüglich der Chor-Piscina wird ein Vergleich zwischen ihr und der der Sacristei ebenfalls die Inferiorität der wenig späteren Zeit gegenüber dem 13. Jahrhundert erkennen lassen. In der Sacristei eine künstlerische Lösung ohne alle fremdartige Zuthat, hier die aus anderen Gebieten schon entlehnte, dem eigentlichen Zweck fremde Hauptform. Welche Bestimmung der in der Sacristei jetzt neben der Eingangsthür stehende Stuhl gehabt haben mag, ist schwer zu sagen. Einen Theil des Chorgestühls bildete er unter keinen Umständen, da dasselbe ohne Lücke allen disponibeln Raum ausfüllt, und nirgends eine spätere Ergänzung einen Platz für jene erkennen läßt. Da nur die rechte Seite decorativ behandelt ist, Rückseite und linke dagegen völlig roh blieben, wäre gegen die Annahme, daß er an seinem alten Platz noch steht, nichts einzuwenden, dagegen in dem gesammten Gebäude kaum eine entsprechende Ecke zu finden. Es wird der alte Beichtstuhl sein, der für die Ordensglieder dort sehr passend stand. Beichtstühle in der heutigen Form kamen erst im Laufe des 16. Jahrhunderts auf, und nirgends ist bis jetzt ein solcher in gothischen Formen nachgewiesen, obgleich man sich von Seiten praktischer Archäologen große Mühe gegeben hat ein ächtes Vorbild zu erlangen. Nach gleichzeitigen Miniaturen sind es immer einfache Stühle, und auch die schriftlichen Zeugnisse lassen lediglich solche erkennen.







Fig. 10



ERRLICHE Gebilde der Plastik und der Kunstgewerbe finden wir schließlich auch unter den zahlreichen nicht kirchlichen Monumenten des Baues.

Der südliche „jetzt Landgrafenchor" birgt die Mehrzahl und die wichtigsten derselben. Er war nicht von vornherein zur Grabstätte für die hessischen Fürsten bestimmt, da zur Zeit der Grundlegung das thüringische Haus noch nicht ausgestorben war, welches in Reinhardsbrunn seine Grabstätten hatte. Es findet sich hier deshalb auch kein Grabgewölbe wie es andernfalls wohl angeordnet worden wäre. Man setzte vielmehr vom 14. Jahrhundert an in ziemlich planloser Weise die betreffenden Särge bei, wo sich Platz fand, verrückte und zerstörte Grabdenkmäler, um neue aufstellen zu können. So ist es gekommen, daß weder die noch vorhandenen Denkmäler überall auf den zugehörigen Grabstätten stehen, noch daß die Zahl jener der der nachweisbar hier beigesetzten hessischen Fürsten und ihrer Angehörigen entspricht. Sogar die Zuweisung der erhaltenen Gräber an bestimmte Personen ist, soweit Inschriften fehlen, noch nicht über allen Zweifel erhaben, und hat im Laufe der letzten vierzig Jahre ungefähr dreimal durchgängig gewechselt. Es wird erst einer archivalisch genauen Bearbeitung der hessischen Genealogie bis auf Philipp den Großmüthigen bedürfen, um, soweit es möglich, diese Fragen definitiv lösen zu können.

ositiven Aufschluß über manches gewährt jedoch bereits der hier publicirte, dem officiellen Protokoll Professor Lange's über die im Jahr 1854 erfolgte Aufdeckung der Grabstätten im Landgrafenchor, beigefügte genaue Plan, welcher alles damals zu Tage getretene enthält *.

Nach diesem Protokoll, welches ich mir vorbehalte an geeigneter Stelle vollständiger zu publiciren, fanden sich die drei Fuß unter dem Geplätte liegenden Gräber a—d, mehrfach zuletzt 1847 unter Landau durchwühlt und ohne Deckel, sie enthielten nur geringe Reste von Gebeinen und Sarg-

Fig. 11.

theilen, in o fand sich ein kleiner Steinsarg mit Bleikasten, worin wenige Knochen. Lange hielt sie für die Gebeine Elisabeths, trotzdem sie unter dem Grabmal Landgraf Conrads sich befanden. Es wurde daher der Sarg versiegelt und auf eingeholten Befehl des Kurfürsten uneröffnet später wieder genau in der alten Lage beigesetzt. Einen ausführlichen Bericht hat Prof. v. Heusinger als Augenzeuge gegeben.

* Es mag gestattet sein, an dieser Stelle die Bereitwilligkeit dankend anzuerkennen, mit welcher die königliche Archivverwaltung die Benutzung dieser und der auf die Firmanei bezüglichen Archivalien gestattet hat.

EINE wissenschaftliche Untersuchung wäre dringend erforderlich, um über diese Frage endgültigen Aufschluß zu erlangen. Meiner Ansicht nach sind es jedoch die Gebeine Conrads. Conrad starb 1241 zu Rom, nachdem er noch dem zufällig anwesenden Abt von Haina gebeichtet. Sein Leichnam — vielleicht nur die Gebeine — wurden in der Kirche, also natürlich in dem allein soweit fertigen Chor, beigesetzt. Später, als in dem Landgrafenchor bereits eine größere Zahl Grabmäler stand, auch wohl der Raum vor dem Johannisaltar, da keine Pilgerschaaren mehr zu erwarten, disponibel wurde, im Chor dagegen andere Begräbnisse stattfinden sollten, wird man die Gebeine, soviel davon noch vorhanden, in den Steinsarg gesammelt und mit dem Hochgrab an der jetzigen Stelle beigesetzt haben. Unter dem Grabmal der Aleydis findet sich keinerlei Spur einer Grabstätte und das Protokoll schweigt hierüber gänzlich. Es wird auch dieses Hochgrab aus dem Chor herübergebracht sein, wobei sich vielleicht gar keine nennenswerthen Reste mehr vorfanden, wie es auch bei den anderen Frauengräbern der Fall zu sein scheint. In e, zwei Fuß unter dem Geplätte, war das Grab Wilhelms I., einen sehr zusammengedrückten Bleisarg mit sehr zerfallenem Scelett enthaltend, während Stiefeln und ein grauer Filzhut mit umgeschlagener Krempe, ein blauseidenes Unterkleid und lederner Waffenrock, sowie ein Schwert mit dreischneidiger Klinge, vergoldetem Knopf und Parirstange mit Gravirungen nebst Sporen noch ganz wohl erhalten waren. Die Waffenstücke wurden in diesem und den übrigen Fällen erhoben und in der Sacristei, später in dem Archiv, aufbewahrt. Das Schwert ist jetzt verschwunden! In f, vier Fuß unter dem Geplätte, war das Grab Ludwig II. nebst Gemahlin, unter dem so bezeichneten Hochgrab gelegen. Es enthielt nur Reste eines hölzernen Sarges mit wenig Knochen-, Leder- und grünen Tuchresten, einem zweihändigen Schwert und einem Paar Sporen. Auch dieses Schwert nebst Sporen ist verschwunden!

Dicht daneben in g lag ein anderer hölzerner Sarg in der bloßen Erde, welcher nur einen Oberschenkelknochen nebst zweihändigem Schwert und Sporen enthielt. Ueber demselben hatte sich kein Grabstein befunden, so daß es nicht feststeht, wem dasselbe angehört. Unter der mit h bezeichneten Metallgrabplatte, welche jetzt bei Nr. 27 des Grundrisses aufgestellt ist, und der Anna v. Mecklenburg angehört, fanden sich vier Fuß unter der Oberfläche die beiden Gräber i und k, von denen Lange i, welches nur wenige Knochen und Sporen enthielt, bei der Nähe der Metallgrabplatte Wilhelms III. diesem zuschreibt (vgl. Grundriß Nr. 23). Das neben i gelegene Grab ohne Bezeichnung ist in dem Protokoll nicht erwähnt, und wird das zu der großen Platte n gehörige sein. m enthielt ein vollständiges weibliches Scelett in braunem Seidengewand mit Sammetstreifen und mit einer gestrickten seidenen Haube, doch ohne allen Metallschmuck. Der Inhalt von l war sehr zerfallen, sowohl die Gebeine als die Reste eines seidenen Gewandes und der Schuhe. In n befand sich ein Gewölbe, in welchem auf eisernem Bock ein hölzerner, allseitig mit Blei bekleideter Sarg stand, auf welch letzterem oben das braunschweig-lüneburgische Wappen, an den Seiten Bibelsprüche und eine Inschrift gravirt war, wonach hier Margarethe von Mansfeld, eine geborene braunschweigische Prinzessin, ruhte. Aus Besorgnis, das Gewölbe könnte einmal einstürzen, schlug man dieses ein und füllte den ganzen Hohlraum mit Erde. Nach mündlicher Tradition sind sogar die Bleiplatten eingeschmolzen worden. Es waren ja blos Produkte der Renaissancezeit ohne „Kunstwerth".

MAN nimmt allgemein an, daß durch den sogen. Wolkenbruch im Jahre 1847 das Innere der Kirche und besonders der Fürstenchor „total verwüstet" worden sei. Aus dem Protokoll Lange's ergiebt sich, was bei einiger technischen Würdigung der Sache vorauszusehen war, daß durch das Wasser wohl ein stellenweises Einsinken der Bodenplatten und ein ungleiches Senken der Hochgräber veranlaßt wurde. Wunderlicher Weise nahm man unter dem Fürstenchor jedoch ein Gewölbe an, dessen Einsturz man befürchtete, und deshalb in aller Eile und „tumultuarisch" ohne genügende Vorbereitungen und Hülfsmittel ein paar Maurer requirirte und diese mit „Brecheisen und Fuhrmannswinde" die Grabmäler abreißen und in den Ostchor werfen ließ, wo sie bis zum Jahre 1854 wüst herumlagen. Das Protokoll weist nach, daß fast sämmtliche

Beschädigungen lediglich von dieser sachgemäßen Manipulation herrühren, die unter Leitung des damaligen Baubeamten stattfand, welcher ein unbegrenztes Mißtrauen gegen alle „Gewölbe" hegte (vgl. den Kerner auf dem lutherischen Kirchhof). Eine genaue Aufzeichnung der Lage der Grabmäler fand natürlich nicht statt, und nur die von W. Bücking glücklicherweise fixirte Tradition giebt hierüber Aufschluß.

Von diesen Grabmälern und den noch in der Kirche vorhandenen sind besonders die älteren des 13. und 14. Jahrhunderts hochinteressant, sowohl heraldisch als für die Geschichte der Costüms und der Plastik. Hierher gehören die Nummern des Grundrisses 14—17. Von diesen zeichnet sich Nr. 14 des Landgrafs Conrad durch seinen prächtigen Laubfries, die seltene Polychromie, Nr. 15 dagegen durch edle architektonische Formen aus, während die Figuren bei edler, einfacher Behandlung des Gewandes noch einer vollen Individualisirung der Köpfe entbehren. An Nr. 15 befindet sich eine eiserne Opferbüchse, deren Deckel fehlt, die aber dieselbe Construction des Verschlusses zeigt, wie die broncene Büchse im Mausoleum, welche, aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts stammend, wohl schwerlich Parallelen haben dürfte. Es ist zu bedauern, daß der Grabstein Mag. Conrads, welcher in alio latere des Altares in der Franciskuscapelle begraben war, verschwunden ist, und daß auch von Heinrich dem Kind kein solcher sich findet. Höchst vorzüglich sind sodann die beiden 16 und 17, von welchen ersterer wohl kaum Otto dem Schützen zugeschrieben werden dürfte, da er nach bestimmter Angabe Gerstenbergers in dem Carmeliterkloster zu Spangenberg beigesetzt ist. Die Klosterkirche ist leider im 15. Jahrhundert umgebaut worden und enthält keine Spur desselben mehr. Die Hochgräber und Metallgrabplatten des 15. resp. Anfang des 16. Jahrhunderts dagegen gehören wohl zu den großartigsten und besseren ihrer Periode, zeichnen sich aber nicht so aus, daß ein näheres Eingehen erforderlich wäre. Im Ganzen genommen ist die Reihe der verschiedenen Typen, welche diese Monumente vom 13. Jahrhundert an bieten, ziemlich vollständig vertreten, es ist aber sehr zu bedauern, daß von den gewiß ehemals vorhandenen älteren Comthurgräbern keines auf uns gekommen ist und daß auch von den fürstlichen Grabmälern manches verschwunden sein muß. Noch bei der Restauration ist eine ganze Anzahl Grabplatten des 16. und 17. Jahrhunderts „ohne höheren Kunstwerth" zerschlagen und zu Fußbodenplatten verbraucht worden, für Trachtenkunde, Heraldik und Genealogie unter allen Umständen ein nennenswerther Verlust. Was von solchen noch vorhanden, kann hier nicht besprochen werden, doch finden sich neben dem Grundriß die nöthigen erläuternden Angaben.

Zum Theil als Zubehör der Grabdenkmäler, welche uns eben beschäftigten, ist sodann eine Reihe von älteren Gebrauchs- und Trauerschilden, Wappentafeln, Fahnen, Rüstungstheilen 2c. zu betrachten, welche theils in der Kirche selbst, theils auf dem noch immer einer sachkundigen Ordnung und Aufstellung harrenden sogenannten Archiv über der Sacristei aufbewahrt werden. Von ganz hervorragender Bedeutung durch ihre Seltenheit sind zwei Schilde des 13. Jahrhunderts, des Landgrafen Conrad und Heinrich des Ungehorsamen. Letzterer bereits mehrfach aber ungenügend abgebildet, ist in seiner eigenthümlichen Decoration aus mit Kreidegrund überzogenem, mehrfachem, durchbrochenem und modellirtem Leinen über einem glänzenden Goldgrund einzig und zeigt, welche Fülle von Motiven, und welche wirkungsvolle und doch leicht zu handhabende technische Verfahren, das frühere Mittelalter auch für Gegenstände täglichen oder vorübergehenden Gebrauches bereit hatte. Dieser Schild ist in den heraldischen Farben bemalt, der Löwe weißroth gestreift, der Grund blau und wie erwähnt mit Blätterranken, in denen 13 kleine Unthiere hausen, plastisch verziert. Aus dem 14. und 15. Jahrhundert ist sodann noch etwa ein Dutzend anderer technisch und heraldisch höchst interessanter und werthvoller Schilde vorhanden, eine Sammlung,

wie sie nirgends wieder vorkommt, und das was die größten Museen in dieser Beziehung bieten, völlig in den Schatten stellt. Es ist Aussicht, daß dieser Schatz in der Kirche würdig aufgestellt und so Fachkreisen zugänglich gemacht wird.

Die Fahnen sind leider nur jüngere des 15. und 16. Jahrhunderts und zwar mit nur geringen Stoffresten vorhanden; es ist das sehr zu bedauern, da sicher auch die ältern zu den Schilden gehörigen vorhanden waren, und eine Vertretung des 13. ꝛc. Jahrhunderts etwa in solchen Exemplaren wie sie der Alterthumsverein zu Würzburg als große Kostbarkeit bewahrt, obige Schildsammlung vortheilhaft ergänzen würde.

Von dem noch 1480 reichen Kirchenschatz (s. das mehrfach schon citirte, von Kolbe publicirte Inventar), hat sich so gut wie nichts außer dem Schrein der Heiligen erhalten. Die Zeiten finanzieller Bedrängnis, die auch unsere Ballei heimsuchten, wenn auch nicht in so hohem Grade wie andere, welche vollständig bankerott wurden, mögen auch hier das entbehrliche und werthvollste zuerst verschlungen haben. Außer dem großen Teppich, zwei großen scheibenförmigen Reliquientafeln von Holz mit einer Unmenge Zellen von denen jede eine Reliquie unter einem Glastäfelchen barg, ist nur noch der große broncene Schlüssel in der Sacristei auf uns gekommen. Weder die Analogie mit andern geistlichen Investituren, noch eine auf uns gekommene Beschreibung einer solchen für einen Deutschordenscomthur rechtfertigt die Bezeichnung Ceremonienschlüssel; höchst wahrscheinlich haben wir in dem werthvollen Objekt einen Reliquienschlüssel, sogen. Petersschlüssel zu sehen. Dergleichen mit ganzen Gliedern, Theilen oder Feilspänen von einer der in Rom bewahrten Ketten Petri, pflegten die Päpste als hohe Gunstbezeigung in alten Zeiten zu vergeben. Es existiren u. a. in der Servatiuskirche zu Maestricht und in St. Croix zu Lüttich dergleichen, freilich einen andern Typus zeigende Reliquiare, welche auf sehr frühe Zeit zurückgeführt werden, wohl aber zum Theil im 11. Jahrhundert erneuert wurden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Landgraf Conrad bei seinen Verdiensten um die Kirche und den Orden diesen Schlüssel in Rom zum Geschenk erhielt, vielleicht auch schon Ludwig der Heilige von Thüringen.

Das Reliquiar, welches beim Abbruch der Firmaneicapelle in deren Altar sich fand, und vielleicht aus der Franciskuscapelle stammt, befindet sich noch in Privatbesitz. Es wäre sehr zu wünschen, daß der hochgelehrte kunstsinnige Besitzer sich entschließen könnte, dasselbe als Gabe zur Jubelfeier dem Kirchenschatz wieder einzuverleiben. Wahrscheinlich enthält dasselbe noch einige Reliquien des heiligen Franciskus.

Von den Paramenten, welche dem Glanz der innern Ausstattung der Kirche, dem häufigen Besuch von Kaisern und Königen, der hohen Stellung des Ordens, und vor allem der Verehrung entsprochen haben müssen, welche man der heiligen Elisabeth von allen Seiten entgegenbrachte, hat sich gar nichts erhalten. Sogar die letzten kümmerlichen Fragmente: einen rothen silbergewirkten sarazenischen Stoff, welcher hinter dem Sacristeigitter verwahrt war, Ueberzüge von Wandschränken und dergl. hat eine schnöde Sammelwuth sich nicht entblödet zu verschleppen, sodaß heute in verschiedenen Museen „Stoffproben" zu sehen sind, welche auf die heilige Elisabeth zurückgeführt werden, deren Provenienz jedoch in ein wohlverdientes Dunkel gehüllt ist. Wenn man bedenkt was eine einfache Pfaarkirche wie St. Maria zu Danzig, dank besonderen Glücksumständen noch heute an gewirkten, gestickten Kirchengewändern aufzuweisen hat, so kann man den Verlust ermessen, welchen die Geschichte der technischen Künste auch hier erlitten hat.

Es wäre eine dankbare Aufgabe für die Damenwelt Marburgs, wenigstens in gestickten Teppichen zur Bekleidung der Rückwände der Chorstühle, Altarteppichen und dergleichen allmälich diesen Verlust einigermaßen zu ersetzen. Natürlich müßte nur nach ächten alten möglichst dem 13.—14. Jahrhundert entstammenden Vorbildern diese Decoration beschafft werden. Ueberhaupt bleibt die Ausschmückung unserer Kirche, welcher die Stadt ganz allein ihre Existenz verdankt, ohne welche sie heute wohl noch ein obscures Dörfchen wie Cappel oder Wehrda sein würde, für Generationen noch ein würdiger Gegenstand zur Bethätigung des kirchlichen und Kunstsinnes. Es sollte jeder, der die Kräfte dazu hat, es als eine Ehrensache betrachten, hierbei mitzuwirken. Das erhebende Bewußtsein, nicht für einen vergänglichen nichtigen Tand, nicht für ein vermeintliches zeitgemäßes Bedürfnis, das doch nur eine Forderung persönlicher Eitelkeit zu sein pflegt, sondern für einen hohen idealen Zweck Opfer gebracht zu haben, wird nicht ohne wohlthätigen Einfluß bleiben. Und wahrlich unserer materiellen Zeit thut es noth wieder „Ideale" zu suchen.



Fig. 12.

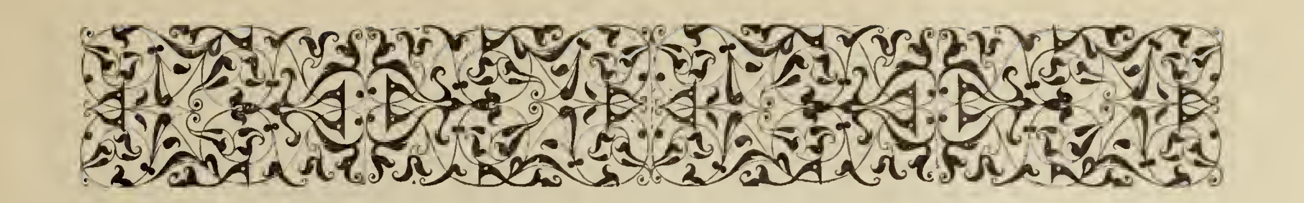




Fig. 13.

RICHTEN wir schließlich noch auf die Umgebung der Kirche, die ganze Niederlassung des deutschen Ordens, das sogen. „Deutsche Haus", unsern Blick.

Die Ballei Hessen, die zweitälteste in Deutschland, war eine der ansehnlichsten und durch die Beziehungen zu der hochverehrten Heiligen als „Säule des Glaubens" für den Orden von hoher Bedeutung. Nach mannigfachen Reibungen mit den Johannitern und Franciskanern gelangte der Orden 1234 in den unbestrittenen Besitz des Hospitals der heiligen Elisabeth, welches in der Folge neben dem Haupthospital des Ordens zu Nürnberg eins der ersten und bedeutendsten wurde. Neben dem von Elisabeth mit einem Aufwand von 10,000 Mark Silber gebauten Hospital mit Kirche, der oben erwähnten Franciskuscapelle, bestand ein kleiner Franciskanerconvent, von welchem die Seelsorge im Hospital übernommen war.

Unter den noch vorhandenen Gebäuden scheint den frühen Formen des Uebergangsstyls nach der auf Holzschnitt Seite 33 ersichtliche, mit einem kleinen runden ausgekragten Chorerker versehene Bau diesem Convent angehört zu haben. Es muß hervorgehoben werden, daß solche ausgekragte Apsiden besonders im 12. Jahrhundert beliebt waren. Hauptsächlich an Burgen sind dieselben noch erhalten, kommen aber auch an klösterlichen Bauten vor. Ich nenne hier als Vergleichsobjekte: die Rundcapelle zu Trifels (1140—50), Frankfurt Saalhof (Ende des 12. Jahrhunderts), Heilsbronn (3. Viertel des 12. Jahrhunderts), Cöln Schlachthof, Salzburg Kreuzgang von St. Peter, Kuenring Rundcapelle, Naumburg a. S. alte Curie. (Anfang des 13. Jahrhunderts). Dachgesimse mit reichem Uebergangsprofil setzen sich auch auf der Westseite, wo sich jetzt spätere Bauten anschließen fort, sodaß das rechteckige Gebäude mit dem Erker auf der Mitte der Ostseite isolirt gestanden haben muß.

An diesen Bau lehnte der Orden nach seiner Besitzergreifung einen Neubau, dessen dieser Frühzeit (1230—40) angehörige Fensterarchitektur im vorigen Jahr erst aufgedeckt worden ist. Nehmen wir an, daß in dem alten Franciskanerbau das Refektorium angelegt war, so bedurfte es außer dem im Neubau der Fensterstellung noch anzunehmenden Dormitorium, unter welchem die erforderlichen Wirthschaftsräume disponirt waren, für die geringen Bedürfnisse der damaligen Zeit keines weitern Raumes. Im 15. Jahrhundert wurde der alte Franciskanerbau dann, wie der reiche spätgothische Erker zeigt, zu der Comthurwohnung eingerichtet, und deshalb wohl das Refektorium nebst einem neuen Dormitorium darüber in dem Westbau angelegt.

Um concrete Vorstellungen zu gewinnen, will ich bemerken, daß Anfangs des 15. Jahrhunderts hier nur 11 Ordensbrüder lebten mit der entsprechenden Anzahl von Caplänen, Halbbrüdern, Halbschwestern und Dienern, wonach sich die räumlichen Bedürfnisse unter Berücksichtigung der Zeitsitten ermessen lassen.

Weit umfangreicher als die Wohngebäude mußten die zu landwirthschaftlichen Zwecken dienenden sein, da die Einkünfte des deutschen Ordens wesentlich aus Grundstücken, Naturalgefällen u. s. w. flossen. Einen besonderen Werth legte der Orden auf den Erwerb von Mühlen, welche in Erbpacht gegeben oder selbst bewirthschaftet, eine regelmäßige sichere Einnahme gewährten. Marburg besaß davon allein fünf, die noch heute bestehen. (Erst der modernsten Zeit war es vorbehalten aus höheren technischen Gesichtspunkten diesen alten Anlagen, die so vielen Nutzen gestiftet, die Existenzberechtigung abzusprechen und an deren Beseitigung zu arbeiten).

Wir finden dementsprechend auch eine großartige Hofanlage, freilich nicht mit so prachtvollen Scheuern und Vorrathshäusern, wie sie alte französische Benediktinerabteien noch heute zeigen, mit reichen Kreuzgewölben, verzierten Capitälen ꝛc. ꝛc., aber doch charakteristisch und interessant, wenn man mit archäologisch geschärftem Blick die spätern Zuthaten und Umbauten sich beseitigt denkt.

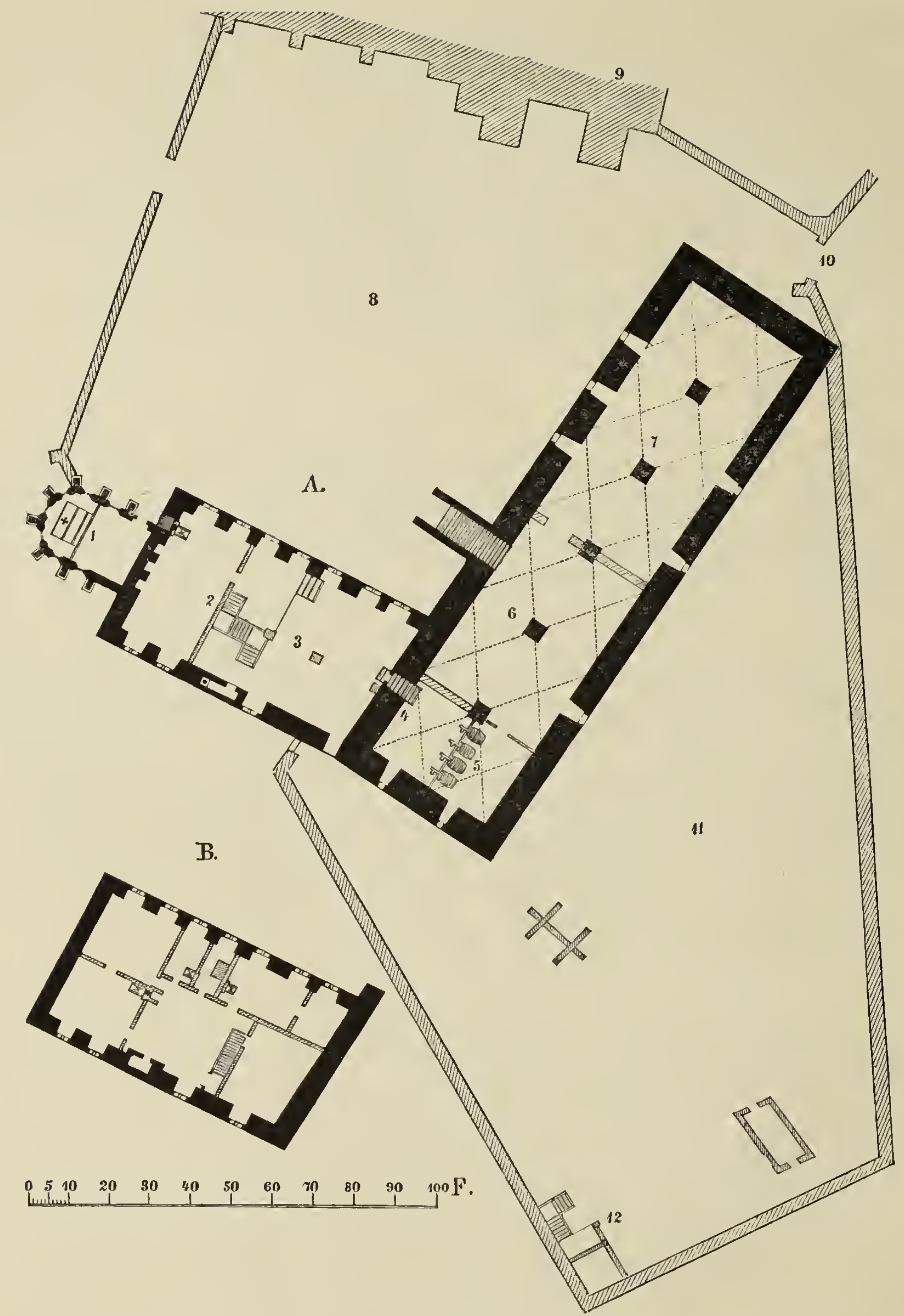
Durch den Bau der Kirche war das ursprüngliche von Elisabeth gegründete Hospitalgebäude verdrängt worden. Der Orden schaffte durch einen größeren Neubau mit Capelle (um 1254) Ersatz. Es ist dieser Bau in allen Umfassungswänden in der jetzigen medicinischen Klinik erhalten, und neuere Aufdeckungen haben über die alte Anlage volles Licht verbreitet. Bei der Seltenheit von Hospitalsanlagen des 13. Jahrhunderts kann die sorgfältige Erhaltung des Gebäudes nach thunlichster Herstellung des alten Bestandes nicht fraglich sein, und praktischen Bedürfnissen bei dem Ueberfluß an unbebautem Raum

keine Berechtigung eingeräumt werden, jenen ehrwürdigen Bau zu verdrängen, dessen Stabilität besonders bei geeigneten Sicherungsmaßregeln, wohl vergeblich angefochten wird. Ein Gußmauerwerk kann erfahrungsgemäß bedeutende Sprünge und Senkungen ohne irgend welche Gefahr aushalten, letztere die gefährlichere ist hier nicht vorhanden, erstere durch die unsinnige Adaptirung im vorigen Jahrhundert von der Hand desselben Baumeisters, Schönhals, welcher auch den Abbruch der Firmaneicapelle, mit ähnlichen Motiven beschönigt, auf dem Gewissen hat, herbeigeführt. Dieses Hospital wiederholt die oben beim Franciskanerconvent bezeichnete Anlage: rechteckiger Bau mit Apsis auf der Mitte der Ostseite. Während die Vorderfront hohe Bogenfenster erkennen läßt, waren auf der Ostseite in ziemlicher Höhe über dem Boden rechteckige Fenster, sodaß an dieser Seite wohl die eine Reihe Betten gestanden hat.

Noch während des Kirchenbaues legte der Orden für die hier gestorbenen Pilger einen Todtenhof mit Karner und einer Capelle zur Abhaltung von Seelenmessen, St. Michael, an, bei aller Einfachheit ein ganz wirkungsvoller Bau, der von der landschaftlichen Umgebung höchst anmuthig sich abhebt. Als ganz „unnütz" würde er sich ebenfalls dem modernen Vandalismus zum Abbruch empfehlen.

Neben den Wohn- und Wirthschaftsgebäuden bedurfte der Orden nach seiner Regel auch eines Hauses für die kranken Ordensbrüder, welches eine ganz abgeschlossene Wirthschaft und Dienst verlangte, von der Küche bis zur Capelle. Ueber die bezügliche frühere Anlage verlautet nichts. Es wäre denkbar, daß der alte Franciskanerbau hierzu benutzt worden wäre, was dann ziemlich sicher anzunehmen, wenn sich das höhere Alter des Westflügels durch Aufdeckung von Architekturtheilen von charakteristischer Form erweisen ließe. Ich bin sogar geneigt, mit Rücksicht auf die früher an der Südseite dieses Flügels der Kirche gegenüber bemerkbaren Spuren, welche leider durch Baumeister Schäfer vernichtet worden sind, und einen Anschluß an ein der Kirche vorausgegangenes Gebäude vermuthen ließen, dieser Lösung den Vorzug zu geben.

Nach Vollendung der Kirche errichtete daher der Orden mit Hülfe der noch anwesenden Steinmetzen um ca. 1287 eine neue „infirmaria" mit Capelle, welche erst im Jahre 1786, nachdem das Dach der ersteren beim Anzünden des daranstoßenden Speichers durch die Franzosen mitverbrannt war, abgerissen wurde. Nach den auf hiesigem Staatsarchiv befindlichen Akten und Rissen, welch letztere auf beistehenden Holzschnitten wiedergegeben sind, hatte der Landcomthur „Anfangs die Idee, dieses Stück des Alterthums zu erhalten", fand sich aber durch den gehorsamsten Bericht des Baumeisters Schönhals und das darauf gegründete promemoria des Secretärs Jungert, welches ergab, daß „bey genauerer Einsicht und Durchgehung derer weiteren Fehler an dem Capellgen soviel Haubtfehler gefunden" seien, daß die gründliche Herstellung beinahe soviel wie ein gleichgroßer Neubau kosten würde, und da der Baumeister besonders das Gewölbe für sehr gefährdet und die „Capelle allzugebrechlich erklärte, als daß er sie für reparable halten könnte, ohne einen Aufwand zu machen, der beynahe einer neuen angemessen ist", bewogen, beim Deutschmeister die Genehmigung zum Abbruch nachzusuchen, indem er noch hervorhob, „daß diese alte Ruine — einen auffallenden Abstand machen" würde gegenüber dem „schönen (d. h. neuen!) Fruchtgebäude" und der vortrefflichen Kirche zu St. Elisabeth. Und so geschah es, wobei doch wenigstens anzuerkennen ist, daß die Kanzlei die „momentosa davon verwahrlich aufzuheben" beantragte. In der That fanden sich beim Abbruch des „schönen Fruchtgebäudes" drei reichsculpirte Schlußsteine vor, welche nun wieder in eine Kirchthurmhalle, und von Schäfer auf das Archiv geschafft wurden, wo sie sich noch befinden.



(Fig. 14.) **Grundriß der Firmanei:**

1) Cappel.
2) Gaststube zum Zapffen.
3) Zapffhauſ.
4) Zapffkeller.
5) Vorlegkeller.
6) landtkomthurlicher privat Keller.
7) Vorrathskeller der Trappeney.
8) Hoff.
9) Kirch.
10) Einfahrdt.
11) hinderer Blatz.
12) (Gartenhaus).

(nach den dem Original eingeschriebenen Bezeichnungen)

A. Erdgeschoß der Firmanei und des anstoßenden Fruchtspeichers.
B. Oberes Stockwerk der Firmanei.

Auf dem Original füllt der Grundriß des Erdgeschosses ein Folioblatt, ein ebensolches enthält die Ansicht der Firmanei („den Standtriß") von der Vorderseite oben, dazwischen den hier unter B bezeichneten zweiten Grundriß, unten die Rückseite der Firmanei, deren Wiedergabe hier kein Interesse hat, da er nur Fenster von gleicher Form wie die der Vorderseite in der aus den Grundrissen hervorgehenden Gruppirung zeigt. Um beide Standrisse auf den Grundriß beziehen zu können, war auf dem Original die Vorderseite gegenbildlich dargestellt, was ich mir erlaubte, der Anschaulichkeit halber zu ändern.

Diese Capelle muß ein kleines Cabinetstück des frühgothischen Styls gewesen sein, wenn man diese Reste mit der obigen Zeichnung zusammenhält, welche ein reiches Portal erkennen läßt, dessen Verlust sehr zu bedauern, da es wahrscheinlich nicht unter die *momentosa gerechnet wurde oder noch in diesem Jahrhundert zu Grunde ging, wie alles Andere: Capitäle, Altar, Schnitzereien, Glasfenster. Nach dem Kostenanschlag bewährter Handwerker hätte eine Reparatur incl. Dach 170 fl. 30 kr. gekostet! (Was würde die Herstellung der ursprünglichen Anlage des Elisabethhospitals nach Abzug des Abbruchmaterials wohl kosten?)

Der beigegebene Grundriß veranschaulicht auch die Lage und damalige Einrichtung der Firmanei, worin „des Ordens Weinzapf exercirt wurde", sowie des anstoßenden Fruchtspeichers, von welchem nur das gewölbte Souterrain zur Darstellung kommt. Interessant ist die schlaue Zapfeinrichtung. In der Gaststube Nr. 2 markiren sich noch die nach der Capelle führenden Fenster. Die Eintheilung des Erdgeschosses kann die ursprüngliche sein, wo dann der ganze Raum außer dieser Capellenstube, Hausflur und Küche bildete. Oben sind wohl den Fenstern entsprechende einzelne Zellen oder ein großer Saal gewesen.

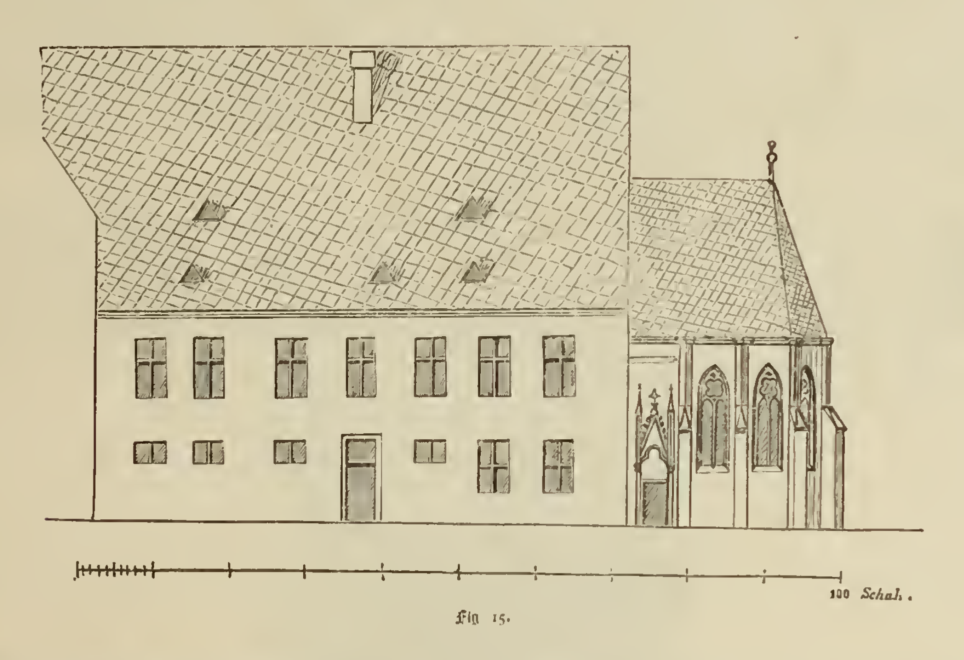


Fig. 15.

AUSSER dieser für die Ordensbrüder bestimmten infirmaria muß auch eine andere für die sogen. Halbschwestern neben deren gleichfalls außerhalb der Clausur gelegenem Wohnhaus existirt haben. Denn ao. 1349 kommt ein „domus quae antiqua firmaria sororum nostri ordinis appelatur" vor. (Entdeckter Ungrund. LX). Bei der geringen Zahl dieser dem Orden zugeeigneten Schwestern, welche übrigens auch die drei Ordensgelübde ablegen mußten, werden diese Bauten nicht besonders erheblich gewesen sein.

DER gesammte Complex der Ordensgebäude, welcher auch Gärten, Teiche, Schäferei und ein eigenes Waffenhaus nahe am Eingang, Marstall und dergl. umfaßte, war mit einer hohen Mauer umgeben, durch welche drei Thore: nach dem Hospital, zum Wirthschaftshof und zum eigentlichen Ordenshaus führten. In dieser Vollständigkeit war die Anlage freilich erst ein Werk des 15. Jahrhunderts, aber bei der Seltenheit derartiger geschlossener klösterlicher Anlagen bietet unser Ordenshaus, welches im Wesentlichen nur die äußern

Mauern eingebüßt hat, ein hohes culturgeschichtliches Interesse, sodaß auf die thunlichst intakte Erhaltung des Bestandes mit Festigkeit an berufener Stelle gewirkt werden sollte. Der rein architektonische Werth der Gebäude ist ein sehr verschiedener, oft recht geringer, das Ganze ist unersetzlich wichtig.

Es ließe sich zudem, wenn man ästhetischen Rücksichten Gewicht verleihen will, keine günstigere Umgebung für die herrliche Kirche denken, als gerade diese historisch gewordene mit den Schicksalen des hiesigen Hauses eng verknüpfte des deutschen Ordens, und von Lebensgewohnheiten unwiderlegliches Zeugnis ablegende. Es ist eben eine monumentale Urkunde, welche durch jede Abtrennung gefälscht wird. Glücklicherweise ist der Staat im Besitz des größten und wichtigsten Theils der Gebäude, und also in der Lage seine höheren Gesichtspunkte gegenüber kleinen Privatwünschen, modernen Freilegungsideen oder gar Plänen zur Herstellung einer angemessenen Umgebung durch Erbauung stylgemäßer Prachtbauten zur Geltung zu bringen. Man täusche sich nicht und experimentire nicht. Jeder größere anspruchsvolle Bau schlägt die Wirkung der Kirche todt. Man bewundert Gemälde wo Prachtbauten des Mittelalters in malerischer Umgebung dargestellt sind, man sucht pittoreske Bauten mit schweren Kosten auf, aber zu Hause duldet man beileibe dergleichen nicht. Schöne gerade Straßen mit Prachtfaçaden, wohlgepflegte „ordentliche" Gärten, Miethscasernen gehen allem andern vor. Noch in jüngsten Tagen wurde der Abbruch des einzigen erhaltenen malerischen Spitzbogenthores mit dem malerischen Treppenaufgang als bevorstehend bezeichnet. Es wäre das eine würdige That zur Feier des 600jährigen Jubiläums. Die zur Beschönigung und Rechtfertigung vorgebrachten Gründe bleiben vorläufig am besten verschwiegen.

Möge ein günstiges Geschick noch lange Jahrhunderte über der Kirche der heiligen Elisabeth, über dem Deutschen Hause walten, und sie vor allem Schaden bewahren, sodaß noch viele Generationen in diesen herrlichen Hallen das Wehen einer jugendfrischen, glaubensfreudigen, kunstschöpferischen Zeit spüren, und sich daran stärken, im Kampf mit dem Materialismus, mit den kleinen Nichtigkeiten des Tages.



Fig. 16.

Die nicht speciell auf den Text bezüglichen Holzschnitte stellen dar:



Fig. 17.

Erläuterung des Grundrisses.



1) Grabcapelle der heil. Elisabeth, sog. Mausoleum.
2) Reliquienschrein der heil. Elisabeth.
3) Hochaltar.
4) Kreuzaltar.
5) Credenztische.
6) Wandschränke mit Ausguß.
7) Marienaltar.
8) Catharinenaltar (heil. Sippe).
9) Elisabethaltar.
10) Johannesaltar.
11) Georg- und Martinsaltar.
12) Piscina.
13) Celebrantenstuhl.
14) Landgraf Conrad.
15) Aleydis (1. Gemahlin Heinrich I.)
16) Otto der Schütz und Elisabeth von Cleve (?).
17) Heinrich der Eiserne (?).
18) Ludwig der Friedfertige (laut Inschrift).
19) Margarethe von Nürnberg, Witwe Hermanns des Gelehrten.
20) Ludwig II. und Mechtild von Würtemberg.
21) Heinrich III.
22) Wilhelm II.
23) Heinrich und Elisabeth, Kinder Hermanns des Gelehrten.
24) Anna von Mecklenburg.
25) Wilhelm III.
26) Jolantha von Lothringen, 1. Gemahlin Wilhelm II.
27) Anna von Katzenellenbogen (Witwe Heinrich III.)
28) Elisabeth, Herzogin von Sachsen, Schwester Philipp des Großmüthigen.
29) Wilhelm I.
30) Heinrich der Ungehorsame.
31) 3 gravirte Platten des Hans von Dörnberg und seiner zwei Gemahlinnen.
32) Comthur Georg von Hörde.
33) Comthur Conrad Klos.
34) Wandtabernakel.
35) Comthur Adolf Eitel von Nordeck zu Rabenau.
36) Comthur August Graf zur Lippe.
37) Comthur Georg Daniel von Habel.
38) Comthur Philipp Leopold von Neuhof.
39) Stelle der früheren Kanzel.
40) Standbild der heil. Maria.
41) Stelle eines früheren Votivbildes.
42) Treppe zu den Thürmen.



Die nicht speciell auf den Text bezüglichen Holzschnitte stellen dar:

p. 6. Einen Elisabeththaler Landgraf Wilhelm II.
p. 8. Die Vorderseite der Tumba (Grundriß Nr. 1).
p. 32. Ein Feld des Altars (Grundriß Nr. 9), die Erhebung der Gebeine Elisabeths darstellend.
p. 38. Der zum Andenken an Elisabeth an Stelle einer alten Wallfahrtscapelle im 16. Jahrh. errichtete sog. „Schröcker-Brunnen".
p. 39. Ansicht der Kirche vom Dammelsberg aus.



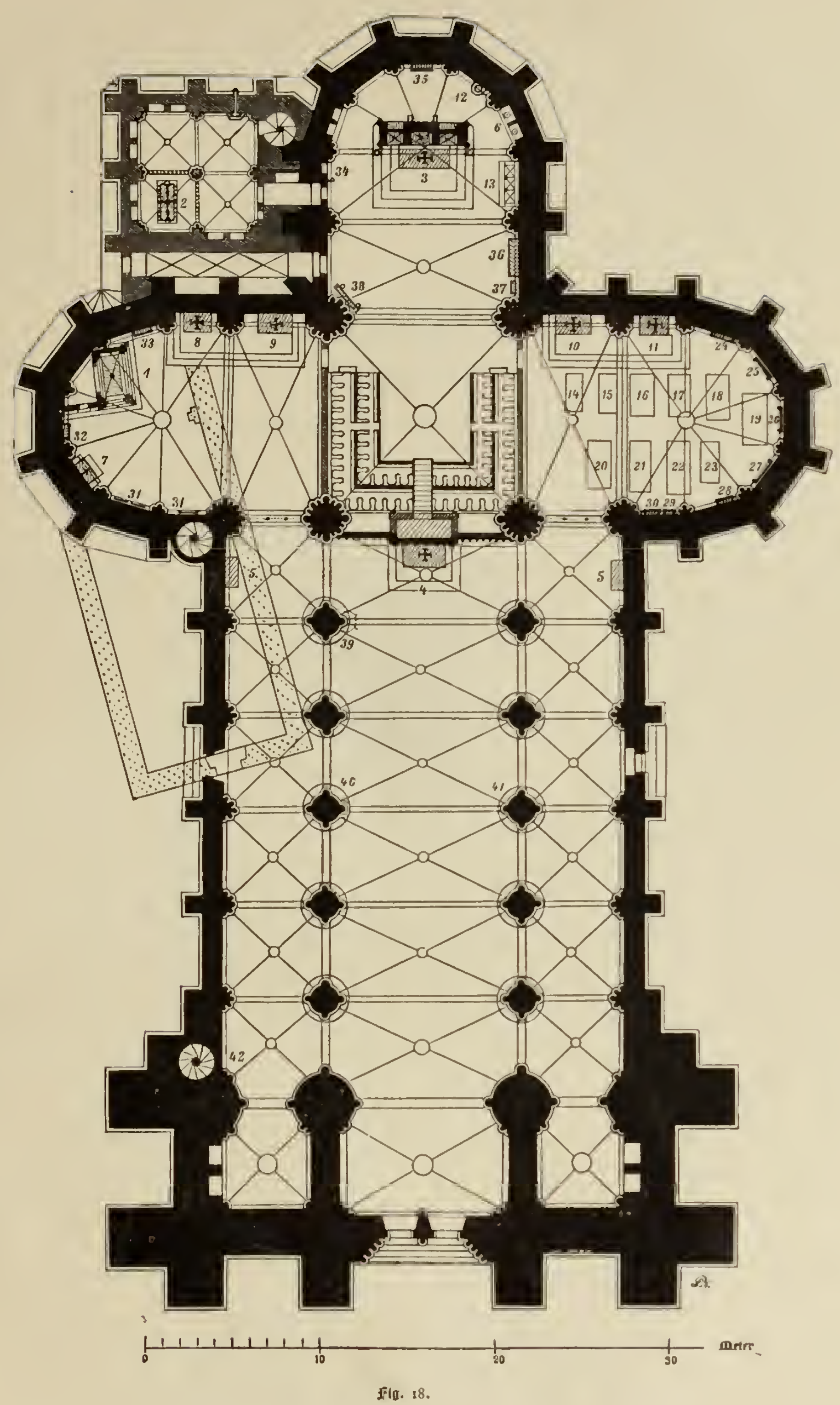


Fig. 18.

Gedruckt

für die

N. G. Elwert'sche Universitätsbuchhandlung in Marburg



von

W. Drugulin in Leipzig.





Druck von W. Drugulin in Leipzig.